



*Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens*



五二六

DER BIBLIOTHEK

五二六



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Nachverzeichnete gediegene Romane halten
wir der Beachtung empfohlen.

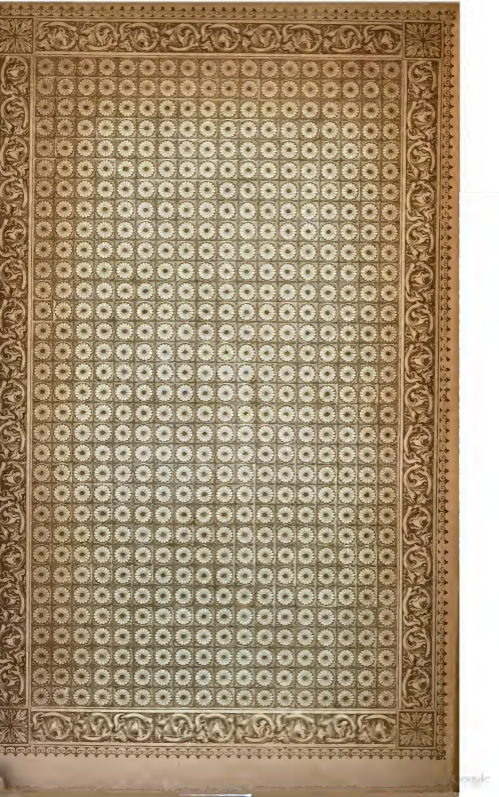
Georg Hartwig:

- Die Generalstochter. * Roman. 2 Bände. Preis
brochüert M. 6.50.
- Die goldene Gans. * Roman. 2 Bände. Preis
brochüert M. 6.50.
- Die Sage von Imhoff. * Roman. 2 Bände. Preis
brochüert M. 6.50.
- Alpenrose. * Roman. 2 Bände. Preis brochüert M. 6.50.

Balduin Möllhausen:

- Die beiden Nachten. * Roman. 3 Bände. Preis
brochüert M. 10.—.
- Der Spion. * Roman. 3 Bände. Preis brochüert M. 10.—.
- Die Söldlinge. * Roman. 3 Bände. Preis brochüert
M. 10.—.
- Der Fährmann am Kanadian. * * *
- Roman. 3 Bände. Preis brochüert M. 10.—.
- Welche von Beiden? * Roman. 2 Bände. Preis
brochüert M. 6.50.

—○—
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Bibliothek
No. 211/100/10



Zu der Novelle „Der Herr Professor“ von Mary Misch. (S. 97)
Originalzeichnung von E. Buffetti.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1899.

Fünfter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Printed in Germany

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
275470A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
<u>Der Baquero. Roman von Balduin Möllhausen (Fortsetzung)</u>	7
<u>Der Herr Professor. Novelle von Mary Misch . .</u>	82
<u>Mit Illustrationen von G. Buffetti.</u>	
<u>Nach dem Nordkap. Skandinavische Reiseerinnerungen.</u>	
<u>Von Justus Brandt</u>	106
<u>Mit 10 Illustrationen.</u>	
<u>Die Frau nach fünfhundert Jahren. Eine heitere</u>	
<u>Zukunftsgeschichte. Von Therese Haupt</u>	125
<u>Geselligkeit in der Vogelwelt. Naturwissenschaft-</u>	
<u>liche Skizze von Dr. D. Stein</u>	172
<u>Mit 11 Illustrationen.</u>	
<u>Wärter's Weihnachten. Erzählung von Rudolf Curtius</u>	194
<u>Kaiser Franz Joseph's I. Thronbesteigung. Jubi-</u>	
<u>läumsblatt von Fr. Regensberg</u>	205
<u>Mit 7 Illustrationen.</u>	
<u>Mannigfaltiges:</u>	
<u>Gefährliche Operation</u>	221
<u>Neue Erfindungen: Automatische Vorrichtung zur Ab-</u>	
<u>fertigung der Post auf fahrenden Zügen</u>	223
<u>Mit 2 Illustrationen.</u>	
<u>Die Kanone von Lepanto</u>	226

	Seite
<u>Die geheimnisvolle Maske</u>	<u>228</u>
<u>Die größten und die kleinsten Dinge</u>	<u>229</u>
<u>Dem Tode nah</u>	<u>232</u>
<u>Grillenkämpfe bei den Chinesen</u>	<u>235</u>
<u>Eine geheime Leihbibliothek</u>	<u>236</u>
<u>Die Erfindung des Panoramas</u>	<u>237</u>
<u>Ein kaiserlicher Maler</u>	<u>237</u>
<u>Gegenseitige Dienstleistungen</u>	<u>238</u>
<u>Erhaltene Landestracht</u>	<u>239</u>
<u>Der Musikantengeneral</u>	<u>240</u>





Der Vaquero.

Roman von **Balduin Möllhausen.**

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Auf Howitts Vorwurf ermannte Bell sich zu dem flehentlich sanften, jedoch festen Ausspruch: „Der einzige Mensch in der Welt, der über alles hinweg treu zu mir steht, dem ich mit heiligen Eiden mich versprochen habe, ritt zwei Tage und zwei Nächte, um mir ein freundliches Wort zu sagen; sollte ich ihm da ein kurzes Wiedersehen verweigern?“

„Wäre er um die Welt geritten, so hätte ihm das kein Recht gegeben, auch nur einen Blick von dir zu erbetteln,“ entschied der Alte jedoch unbeugsam. „Du hast gegen mein Gebot gehandelt, hast dich an Vater und Mutter versündigt, daß allein Elternliebe dich davor bewahrt, auf ewig aus dem Hause gewiesen zu werden. Was aber denjenigen betrifft, der mit seinen Schmeichelreden dich bethörte, da sage ich dir zum letztenmal: Flehtet ihr beide auf euren Knien um meine Billigung eures hinterlistigen Verrates, so würde ich antworten: Jedem anderen ehrlichen Manne, und wär's ein verhungertes Knecht, der um meine

Tochter anhält, gebe ich sie, doch nie einem Pferdedieb —“

„Pferdedieb?“ schrie Ring Bob wie in Raserei auf, vergegenwärtigte sich aber im nächsten Augenblick, daß es Bells Vater, der vor ihm stand, und besonnener sprach er weiter: „Sagte das ein anderer zu mir, so wäre unter meiner Faust das letzte Wort in seiner Kehle erstickt. Ihnen dagegen will ich jetzt hier in Bells Gegenwart eine Erklärung erteilen, deren ich mich nicht zu schämen brauche —“

„Auch nicht des Vorwurfs, einen friedlichen Mann über den Haufen geschossen zu haben?“ fiel Howitt schneidend ein.

„Auch nicht dieses Vorwurfs. Sind Sie aber ein rechtschaffener Mann und Christ, dem's widerstrebt, falsch Zeugnis abzulegen, so werden Sie mich zu Ende hören und mir Glauben schenken. Trifft auch mancher gerechte Tadel mich, so darf ich mich doch wohl rühmen, mit der Wahrheit nie frevelhaftes Spiel getrieben zu haben. Daran gedenken Sie, während ich rede. Denn wer mich einen Lügner nennt, der beleidigt mich auf den Tod, und dafür giebt es nur eine Sühne, der ihrer zwei zum Opfer fallen.“ Wie in der Besorgnis, vielleicht zu weit gegangen zu sein, zögerte er. Er fühlte, wie Howitts Blicke sich in seine Augen gleichsam einbohrten; aber auch er selbst sah auf ihn hin, wie auf jemand, von dem er einen Angriff auf Leben und Tod zu gewärtigen habe. Nur ein Schritt trennte die beiden mächtigen Gegner voneinander. Mochte indessen das Blut in den Adern beider kochen, so verstanden sie es doch, sich zu beherrschen.

Sekunden verstrichen. Bell zitterte. Die Hände ineinander ringend, vermochte sie kaum, sich aufrecht zu erhalten. Noch weniger wagte sie, ihre Stimme zu erheben. Es folterte sie die Angst, dadurch, daß sie an

ihre Anwesenheit erinnerte, eine furchtbare Katastrophe herbeizuführen. Endlich atmete Howitt tief auf. Es klang wie das Nöcheln eines gefesselten Raubtieres dortiger Waldungen, jedoch heiseren Tones begann er:

„Ich strafe keinen Lügen, dem ich die Falschheit nicht beweisen kann. Jedes freien Mannes Recht ist, das von seinem Mitmenschen zu fordern. Jetzt rede und mache ein Ende.“

„Mehr als Gerechtigkeit verlange ich nicht,“ versetzte King Bob wieder besänftigt, halb zu der verzweifelnden Geliebten gewendet, „und so hören Sie: Aufgestachelt von den Baqueros weit und breit, die mich als den Stärksten zu ihrem Vormann ernennen wollten, verstand ich mich dazu, eine Probe meiner Gewandtheit und Todesverachtung abzulegen. Es handelte sich darum, einem der schärfsten Herdenbesitzer ein Pferd zu rauben. Es gelang mir trotz aller Hindernisse, trotz der Gefahr, den mißlungenen Versuch mit dem Leben bezahlen zu müssen. Als ich eine Woche später mit meiner Beute bei den Kameraden eintraß, hieß ich nicht mehr Robert King, sondern King Bob. Doch schon folgenden Tages ritt ich denselben Weg, den ich gekommen war, zurück. Zweihundert Dollars, beinahe meine ganzen Ersparnisse, hatte ich zu mir gesteckt. So trabte ich vor das Haus des Beraubten, und ohne vom Sattel zu steigen, erklärte ich ihm die ganze Angelegenheit. Zum Schluß sagte ich, daß das Pferd für ihn verloren sei, ich aber gekommen, den geforderten Preis dafür zu bezahlen. Da nannte er mich den hinterlistigsten Räuber, der je verdiente, gehangen zu werden. Das Pferd sei ihm um keinen Preis feil, behauptete er, ich aber sollte für meine Schandthat mindestens im Gefängnis büßen. Nach diesem bösen Hohn warf ich ihm die zweihundert Dollars vor die Füße — der Gaul war nicht halb so viel wert — und schwor ihm

zu, daß, wenn er ebenso ehrlich wäre wie ich, sein Urtheil anders gelautet hätte. So kam ein Wort zum andern, und lauter schrieen wir, daß alle Leute seiner Farm zusammenliefen und uns beobachteten. Er allein hätte sich nicht an mich herangetraut. Angesichts der sieben, acht Männer schwoll ihm dagegen der Kamm, daß er sie aufforderte, mich zu verhaften. Damit ging auch meine Geduld auf die Reige. Ich zog den Revolver und drohte, jeden niederzuschießen, der Hand an mich lege. Die Leute wichen zurück. Der Farmer aber riß nunmehr ebenfalls den Revolver aus dem Gurt und feuerte auf mich. Die Kugel flog so dicht an meiner Schläfe vorbei, daß sie das Haar mit fortnahm, und die zweite hätte sicher ein Ende mit mir gemacht. Doch bevor er Zeit zu einem neuen Schuß gewann, brach er unter dem meinigen zusammen. Gleichzeitig spornte ich mein Pferd, und gefolgt von einigen gut gemeinten Kugeln, suchte ich das Weite. Wie ich später erfuhr, wurde der Verwundete binnen wenigen Wochen vollständig ausgeheilt. Ich hätte mich also unbesorgt dem Gericht stellen können, und meine Freisprechung wäre erfolgt. Es liegt daher für Sie kein Grund vor, mich zu einem Verbrecher zu stempeln."

"Und was beweist das?" fragte Howitt geringschätzig. „Den Diebstahl kannst du nicht ableugnen, ebensowenig den Angriff auf den rechtmäßigen Herrn des gestohlenen Pferdes. Und so rate ich dir, deines Weges zu ziehen, solange es noch Zeit ist."

"Ja, meines Weges will ich ziehen," antwortete King Bob, und seine Stimme zitterte vor der in ihm gärenden Leidenschaftlichkeit, „doch nicht, bevor ich Ihnen einen ehrlichen Vorschlag gemacht habe. Und meine Ehrlichkeit ist schon allein dadurch in ein klares Licht gestellt worden, daß man mir die Oberaufsicht über Hunderttausende von Dollars anvertraute. Keine vier Monate dauert es, und

ich bin wieder hier, um Ihre Tochter zur Frau zu begehren. Ein trotziger, wilder Gefelle mag ich sein, das leugne ich nicht. Sitze ich aber erst friedlich auf meiner eigenen Scholle, so schleift sich das ab, und da werden weder Sie noch Bell jemals Ursache finden, dem offenen Wort eines rechtschaffenen, auf seine Ehre bedachten Mannes Glauben geschenkt zu haben."

"Vater!" hob Bell, in Thränen ausbrechend, nunmehr mit dem Mute der Verzweiflung an, „höre auf ihn! Sei barmherzig und treibe mich nicht zum Aeußersten —"

"Schweige," gebot Howitt hart, „schweige mit deinem Aeußersten und gehe nach Hause! Deinen Partner sahst du zum letztenmal. — Fort, sage ich!" herrschte er der noch Zögernden erbittert zu, „und sei eingedenk, daß ich Mittel besitze, eine pflichtvergessene, auffässige Tochter gefügig zu machen, und wäre ich gezwungen, sie mit dem ersten besten Landstreicher zusammenschreiben zu lassen."

Bell schritt davon. Ihre Haltung war eine herausfordernde geworden. Es regte sich in ihr das Blut des Vaters. Bis auf den Tod gekränkt durch die dem Geliebten zugeschleuderten Anklagen, reifte in ihr der Entschluß, scheinbar dem Willen des Vaters sich zu unterwerfen, jedoch nur bis zu der Stunde, in welcher der Weg zu ihrer Vereinigung mit King Bob sich vor ihr öffnen würde.

Dieser wartete, bis sie zwischen dem Buschwerk verschwunden war; dann richtete er, den auf seine Entfernung wartenden eisernen Squatter noch etwas überragend, sich selbstbewußt auf.

"Sie verweigern mir Ihre Tochter. Dazu besitzen Sie ein Recht. Doch auch mir steht ein unantastbares Recht zu, und das begründet sich auf die heiligen Eide, die zwischen Bell und mir gewechselt wurden —"

"Bist du fertig?" fragte Howitt schneidend.

„Noch nicht,“ antwortete King Bob kaltblütig, „und so erkläre ich feierlich, daß Bell trotz aller ungerechten Schmähungen und uns grausam in den Weg geworfenen heillosen Hemmnisse dennoch die Meinige wird, und müßte ich bei dem Versuch, sie zu erringen, elend zu Grunde gehen.“

„So gehe zu Grunde und fahre zur Hölle,“ versetzte Howitt nicht minder gelassen, „damit dürfte der Zwiespalt zwischen uns breit genug geworden sein, daß Menschenkräfte ihn nicht mehr zu überbrücken vermöchten.“

„Einem rechten Manne ist nichts unmöglich,“ erwiderte King Bob, und in seiner Stimme verriet sich unerschütterliche Willenskraft. „Was sich hier ereignen mag: Sie selbst sind verantwortlich dafür, wenn ein schweres Verhängnis auf Sie und Ihre Familie hereinbricht.“

Gleich darauf befand er sich bei dem Kawindianer. Schweigend nahm er seine Büchse, und ohne Benutzung des Steigbügels sprang er in den Sattel. Klirrend trafen die großen Sporenräder den Mustang, der in wilden Sätzen über die Dichtung stürmte und, ähnlich seinem Herrn, den Kopf geneigt und nach vorn gestreckt, in das Gebüsch eindrang.

Finsternis lauschte Howitt ihm nach, wie die Zweige vor ihm rauschten, einknickten und wieder zurückschnellten. Arrowmaker für den Vorschub zur Rede zu stellen, welchen er den jungen Leuten leistete, verschmähte er.

„Stedte der leibhaftige Satan nicht in ihm drinnen, möchte er vielleicht ein ganzer Mann geworden sein,“ grollte er vor sich hin, indem er langsam heimwärts wandelte. „Zum Teufel mit ihm! Ich war's nicht, der ihn rief.“

Gleichzeitig mit Bell traf er vor dem offenen Palissadenzaun ein.

„Woher kommst du? Längst hättest du zu Hause sein müssen,“ fragte er streng.

Bell, die so lange geneigten Hauptes gegangen war, richtete sich auf. Deutlich unterschied Howitt, daß ein unheimlicher Ausdruck der Entschlossenheit sich über ihr Antlitz ausgebreitet hatte. Es leuchtete förmlich im Mondeschein, so bleich war es geworden.

„Ich wartete auf King Bob,“ antwortete sie unerschrocken, sogar trotzig. „Um mich zu sehen, ritt er Tag und Nacht. Ich war's ihm schuldig, ihn nicht scheiden zu lassen, ohne ihm Lebewohl gesagt zu haben. Meinen heißesten Segen gab ich ihm mit auf den Weg.“

„Es ist gut,“ versetzte Howitt weniger hart, als hätte der Anblick des schönen, stattlichen Mädchens ihm eine gewisse Achtung eingeflößt, „das Lebewohl gönne ich ihm, vorausgesetzt, daß es eins auf ewig gewesen.“

Mit ruhiger Entschiedenheit erklärte Bell: „Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne deiner Wahl folgen, steht geschrieben. Neben dem Segen erneuerte ich den Schwur meiner Treue.“

Howitts Zorn bäumte sich wieder auf. „Wer des Vaters Fluch auf sich ladet, dem blüht kein Glück,“ knüpfte er in seiner tiefen Erbitterung an, „dessen sei eingedenk bei allem, was du unternimmst.“

„Ich werde es sein. Aber auch eingedenk, daß ein Herr über uns allen ist, der die Herzen der Menschen prüft,“ fügte Bell bitter hinzu, und an dem Vater vorbei schritt sie über den Hof.

Howitt blieb noch eine Weile draußen. Finster betrachtete er den Mond. Der Besuch der Landspekulanten hatte ihn feindlich aufgeregt. Was galten ihm alle durch sie wachgerufenen Sorgen im Vergleich mit dem Bewußtsein, mit der einzigen Tochter unheilbar zerfallen zu sein. Gewiß gönnte er ihr von ganzem Herzen ein fest begründetes dauerndes Glück, aber nur ein solches, wie es im Einklange mit seinen eigenen Anschauungen stand. Wie

als Herrn seiner Farm, betrachtete er sich auch als den Herrn und Gebieter seiner Familie. Seinem Willen gegenüber gab es keinen anderen. Er hatte gesprochen; an seinem Wort konnte nicht mehr gerüttelt oder gedeutelt werden.

„Das war ein schwerer Tag,“ stöhnte er unbewußt, wie dem Monde seine Gedanken anvertrauend, und langsam kehrte er sich der Hütte zu. Tief auf seufzte er beim Anblick des kleinen matt erleuchteten Fensters. Was hätte er nicht darum gegeben, wäre der wilde Steppenreiter seiner Tochter nie in den Weg geführt worden. Sollte hinfort Zwietracht in seiner Familie die Herzen trennen, so schrieb er King Bob allein die Schuld zu. Dunkel lag die Zukunft vor ihm. Was mochte sie bringen? Den heimtückischen Feinden, die sein vieljähriges, patriarchalisch, wenn auch streng regiertes Reich bedrohten, fühlte er sich gewachsen. Wie ein Alp lastete dagegen auf ihm der Gedanke an den gestörten Frieden unter seinem Dach.

Viertes Kapitel.

„Thomas King, Kunstschlosser“, las man oberhalb der Thür eines aus Balken und Brettern fest errichteten einstöckigen, verwitterten Hauses auf einem schilde mäßigen Umfange. Das Haus lag am äußersten Ende der Stadt St. Charles. Mit dem Rücken lehnte es sich gewissermaßen über einen Gemüsegarten hinweg an einen Hain großer Waldbäume, die trotz der Nähe der Stadt bisher von der lichtenden Art verschont geblieben waren. Von der Vorderseite betrug die Entfernung bis zum Rande des Missouriufers kaum dreißig Schritte. Auch hier war ein Schild mit der bedeutsamen Inschrift angebracht worden. Heute erstreckt sich St. Charles längst über jene bescheidene Heimstätte hinaus. Damals hörte man vom

frühen Morgen bis zum späten Abend aus der rechtsseitigen Hälfte des Hauses mit kurzen Unterbrechungen das Pinken und Klopfen meist leichter Hämmer auf Hof und Gemüsegarten herausschallen, oder das Knirschen und Kreischen, womit scharfe Feilen das bildsame Eisen benagten.

Anfangs, also sechzehn, siebzehn Jahre früher, hatte der Hausbesitzer oft schwer um Arbeit zu kämpfen gehabt. Seine Kundschaft wuchs indessen in demselben Grade, in dem die Leute zu der Erkenntnis gelangten, daß ein nur mit einem bestimmten Schlüssel zu öffnendes Schloß allen vorzuziehen sei, die, aus Fabriken hervorgegangen, es namentlich in den Farmlandschaften einem marodierenden Landstreicher ermöglichten, mit einem und demselben Schlüssel sich überall in jedes Haus, in jede Hütte Zutritt zu verschaffen. Dann verringerte sich die Kundschaft wieder durch eigenes bedachtsames Dazuthun. Das Pinken, Hämmern, Feilen und Schnurren einer neu beschafften Drehbank nahm indessen seinen ungestörten Fortgang. Die an sich schon geräumige Werkstatt erfuhr sogar noch eine Erweiterung durch Anlage eines fensterlosen Nebentraumes, in dem der Meister, gleichviel ob am Tage oder zur nächtlichen Stunde, bei Lampenlicht diese oder jene Arbeit fortsetzte oder vervollständigte.

Zu diesem stets verschlossen gehaltenen Raume hatte außer ihm kein anderer Zutritt. So ruhte etwas Geheimnisvolles auf dem Treiben des stillen Mannes. Dieser Eindruck wurde dadurch erhöht, daß hin und wieder einzelne Herren ihn beinchteten, mit denen er sich zuweilen auf Stunden einschloß, ferner, daß kaum noch Kunden vorsprachen und dessenungeachtet niemals Not bei ihm einkehrte. Was er hämmerte, was er drehte, feilte und pinkte, ahnten nicht einmal seine Hausgenossen, die sich übrigens auch nicht viel um seine Thätigkeit kümmerten.

Für einträglich hielten sie dieselbe allerdings, denn ihren scharfen Ohren entging nicht, daß bei Gelegenheit der räthelhaften Besuche Geldstücke in erheblicher Menge klirrend aufgezählt wurden, und das genügte ihnen. In den Verdacht der Falschmünzerei geriet er bei ihnen nicht; dazu kannten sie ihren Hausherrn zu genau. Und daran, daß er, außer einem Lehrling, dessen Verschwiegenheit über alle Zweifel erhaben, keinen Gehilfen um sich duldete, hatten sie sich im Laufe der Jahre gewöhnt. Denn sein einziger Gehilfe war und blieb jener Lehrling, ein großer weißer Spitzkötter, den er abgerichtet hatte, innerhalb eines leicht beweglichen Rades einherzuschreiten und dadurch zeitweise den Blasebalg in Bewegung zu erhalten.

Thomas King selber war ein ursprünglich hoch und schlank gewachsener Mann von etwa achtundfünfzig Jahren, mit weißem Haupthaar und Bart. Sein tief gerunzeltes hageres Gesicht zeigte nur den einzigen Ausdruck ernstern, sogar schwermütigen Sinnes. Auch seine Augen blickten, als ob Jugendfrohsinn und Lebenslust ihnen unbekannte Dinge geblieben wären. Weitere Merkmale einer getrübten Stimmung verheimlichte der starke Vollbart.

Er hatte eben vor dem mit Instrumenten bedeckten Werkisch sein Frühstück beendet, als vor dem nach dem Hausflur sich öffnenden Fensterchen ein verwittertes altes Gesicht auftauchte und ihn mit einer gewissen prüfenden Theilnahme betrachtete. Ueberragt wurde es von emporstrebendem kurzem graulockigen Haar. Die kleine runde, fleischige Nase bildete gewissermaßen den Grenzstein zwischen zwei gutmütig schauenden Augen und den Lippen eines erträglich großen Mundes, die einer üppig dampfenden Thonpeife zum Halt dienten. Zu diesem wunderlichen Haupte gehörte eine nicht minder wunderliche Frauengestalt. Wie das Gesicht, schien auch sie ursprünglich für einen Mann bestimmt gewesen zu sein, so hoch und breit-

schulterig war sie gebaut, so aufrecht und zuversichtlich war ihre Haltung.

Zufrieden mit dem Erfolg ihres Spähens, legte die seltsame Erscheinung die brennende Pfeife auf eine Stelle des Fensterbrettchens, die durch vieljährige Benutzung bereits braun angefengt war, und nach einem flüchtig ordnenden Griff mit den gespreizten Fingern durch das Scheitelhaar trat sie in die Werkstatt ein. Ring sah auf.

„Was bringen Sie, meine liebe Frau Hicup?“ fragte er träumerisch und daher ausdruckslos.

„Nichts Schlechtes, Mr. Ring,“ antwortete Frau Hicup in dienstlichem Melbeton, „seit beinahe acht Jahren führe ich Ihnen die Wirtschaft, und wenn bis jetzt nicht alles auseinanderfiel, so haben Sie das nur meiner stets hochgehaltenen militärischen Ordnung zu verdanken, wie mein seliger Knochhindown *) sie mir als Hauptlebenszweck einprägte.“

„Gewiß erkenne ich Ihre große Ordnungsliebe und treue Fürsorge dankbar an,“ versetzte Ring wohlwollend auf die unzähligmal gehörte Einleitung, deren Endergebnis er vorhersehend, „und daß ich Sie um keinen Preis verlieren möchte, brauch' ich wohl nicht zu beteuern.“

„Nein, Mr. Ring, sicher nicht. Aber auch ich darf behaupten, lieber einem Grobschmied mit den vornehmen Manieren eines Colonels zu dienen, als einem Gouverneur mit dem Anstande eines Riggers. Das waren die Grundsätze meines seligen Korporals, und die sind in mein Fleisch und Blut übergegangen. Also militärische Pünktlichkeit: Heut ist der Erste, mithin Traktamentstag.“

„Schon wieder. Wie die Zeit hingehet, und das Geld mit ihr! Ich werde alt, und an Sparen ist nicht mehr zu denken.“

*) Knochhindown = Schlagihnnieder.

„Was wollen Sie noch sparen? Geht's mit der Arbeit nicht mehr, so verkaufen Sie die vier Morgen Land hier herum. Die sind jetzt dreißigmal so viel wert, wie vor fünfzehn Jahren, und von dem Erlös können Sie behaglich leben, wie ein Major auf Halbsold. Hätte der Bob, der Taugenichts, nur nicht so viel verthan —“

„Nicht weiter, Frau Hickup, ich bitte darum. Mir fällt am wenigsten zur Last, wenn er mißrieth. Am liebsten ist mir, wenn ich gar nicht mehr an ihn erinnert werde.“

„Und doch war er ein prächtiger Junge, ein geborener Flügelmann,“ erklärte Frau Hickup mit großer Wärme, „nur Subordination und Disziplin fehlten ihm, die ersten Tugenden eines gebildeten Mannes. Und was für ein Paar wäre es geworden, hätte der Schlingel das Kind, meine Independence, geheiratet.“

„Ein sehr schönes Paar,“ bestätigte Ring gefällig.

„Nun, vielleicht kehrt er zurück, und gebessert obenein. Das Kind ist ja noch da, und nebenbei hängt es heut noch mit rechter Liebe an ihm.“

„Nein, nimmermehr geschieht das,“ erklärte Ring mit scharf hervorklingender Erbitterung, „er besitzt einen Eisenschädel, und wäre ich wirklich geneigt, zu verzeihen, so ginge er lieber zu Grunde, bevor er ein gutes Wort an mich verlöre.“

„Sie sind immerhin der Vater und nicht der erste, der Kummer an seinem Sohne erfuhr. Doch solange der Mensch lebt, soll er die Hoffnung nicht verlieren, und heut ist Traktamentstag.“

„Ja, das Geld,“ ging Ring sofort auf die zarte Ausspielung ein, „schicken Sie nach zehn Minuten Independence, und es liegt bereit. Sie soll sich das Schurzfell umhängen, um mit dem großen Hammer einige Schläge auf ein unhandliches Stück Eisen zu thun.“

Frau Hickup, an die Seltsamkeiten ihres Brotherrn

ebenso gewöhnt, wie er an die ihrigen, entfernte sich mit einem Blick, in dem aufrichtige Teilnahme und Verehrung sich einten. Er selbst begab sich in sein Schlafzimmer, wo er eine Weile mit verschiedenen Schlüsseln klirrte.

Er war eben in die Werkstatt zurückgekehrt und hatte eine kleine Reihe Goldstücke auf den Tischrand gezählt, als nach bescheidenem Klopfen das Kind des Hauses eintrat, dieselbe Independence*), wie ihr patriotischer Vater sie hatte taufen lassen, von der ihre Mutter behauptete, daß unwiderstehliche Reize sie schmückten. Und Reize besaß sie in der That. Zunächst einen Körper von tadellosem Ebenmaß, einer Größe und einem Gliederbau, daß mancher Farmerbursche gewiß gern mit ihr getauscht hätte. Ihr Gesicht war rund und strohend in dreiundzwanzigjähriger Gesundheit. Die etwas nach oben weisende veredelte Stumpfnase der Mutter hätte durch keine andere ersetzt werden können, die besser zu den vollen Wangen und den üppigen Lippen des hübsch geschnittenen Mundes mit den blendend weißen Zähnen passend gewesen wäre. Dazu kamen zwei große hellbraune Augen, von denen unentschieden war, ob sie mehr Gutmütigkeit oder Schlaueit ausstrahlten.

Auf ihren zutraulich höflichen Gruß wies Ring auf das Geld, und ohne es zu beachten bemerkte Independence munter:

„Ich hörte, Sie hätten ein größeres Stück Arbeit für mich,“ und bezeichnend traf die große Hand das von ihrem Halse niederhängende Schurzfell.

„Die Stütze einer Nähmaschine versprach ich zu erneuern, und die verlangt schon die Nachhilfe eines schwereren Hammers,“ erklärte Ring, und während er aus dem Eisenvorrat ein geeignetes Stück hervor suchte, rollte Independen-

*) Independence = Unabhängigkeit.

dence die Aermel auf, und neben den Amboss hintretend, ließ sie den zur Hand liegenden Hammer probeweise auf demselben klingen. Bei diesem Geräusch sprang Kornett, wie Frau Hickup den Spitz getauft hatte, unter dem Werkstisch hervor und in das Rad hinein und beobachtete von dort aus aufmerksam die Bewegungen seines Herrn. Kaum aber schürte dieser die Glut, als er seinen endlosen Weg schweißwedelnd antrat. Gleichzeitig begaun das Fauchen des Blasebalgs und das Sprühen der Funken. Bis zum Erglühen des Eisens dauerte es indessen eine Weile, und die füllte Independence mit lebhaften Mittheilungen aus.

„Ich will es nur bekennnen,“ begaun sie munter, „der Mutter traue ich in manchen Dingen nicht über den Weg. Immer und immer wieder hechelt sie an mir herum. Daher stellte ich mich neben der Thür auf, um zu horchen —“

„Was nicht das erste Mal gewesen ist,“ schaltete Ring gelassen ein.

„Hoffentlich auch nicht das letzte Mal, Mr. Ring, und das gereut mich nicht. Denn alles, was sie über mich redete, war Unsinn. Dachte ich doch ebensowenig daran, Ihren ungeratenen Jungen zu heiraten, wie da den Kornett. Gut war ich ihm zwar von Herzen, oder ich hätte seine Quälereien nicht so geduldig ertragen; aber heiraten? Brrr! Was sollte ich mit einem Manne, der stärker wäre als ich, den ich also fürchten müßte?“

„Sie sprach wohl nur im Scherz,“ meinte Ring mit dem matten Aufsluge eines Lächelns.

„Nein, ihr blutiger Ernst war's, und den Plan mit uns beiden hat sie heut noch nicht aufgegeben. Dabei weiß keiner besser als sie, daß er vor zwei, drei Jahren in der Ferne mit einem halbwilden Squattermädchen anbändelte. Das mag ein schönes Ding sein!“

Die Unterhaltung stockte, indem Ring das Eisen in

der zischenden und schraubenden Blut drehte, Wasser über die Kohlen spritzte und das sich rötende Metall prüfte. Endlich packte er es mit der Zange fester, legte es auf den Amboss, und unter der Wucht des Hammers, den Independence mit der Gewalt und Sicherheit eines Vulkan schwang, bebte die ganze Werkstatt. Aber als hätten die umherspritzenden Funken ihren frohen Lebensnuit erfrischt, begann sie ohne große Anstrengung ein Lied zu singen, nach dessen Takt sie die Schläge regelte:

„Und der Grobschmied ist schwarz,
Seine Dollars sind weiß;
Er verdient sie bei Tag,
Nachts verthut er sie mit Fleiß!
Quentebillo, Quentebillo billo billo billo —“

hieß es dann immer wieder mit einem Atem, den sie von dem Blasebalg entlehnt zu haben schien.

„Sei nur froh, daß es mit dir und dem Robert nichts geworden ist,“ nahm King bei der ersten Pause das Gespräch mit heimlichem Widerwillen wieder auf, „der wäre nimmermehr ein Mann für dich gewesen. Du bist eine stattliche Person und wirst schon einen anderen und besseren finden —“

„Ich heirate nie,“ fiel Independence zutraulich ein, wie vor Jahren, wenn sie den stillen Hausherrn mit ihrem endlosen Geplauder bei der Arbeit störte, „ich will Ihnen auch sagen, weshalb. Ich hatte nämlich einen Schatz — Sie entsinnen sich vielleicht des lustigen Jerry — und seitdem der mir untreu wurde und als Söldling Handgeld nahm, schlug ich mir das Freien gänzlich aus dem Kopf.“

„Schade; du wärest sicher eine vortreffliche Hausfrau geworden.“

„Mag sein, Mr. King; aber lieber mein Brot als Grobschmied verdienen —“ sie brach ab. Nachlässig durch

das offene Fenster spähend, wurde sie eines Fremden ansichtig, der, von dem Hain her den Gemüsegarten durchschreitend, eben nach dem Hofe hinaufzog.

„Da kommt einer,“ bemerkte sie leise, denn sie wußte, daß Ring, außer im Geschäftsverkehr, jeden Umgang ängstlich mied, „der sieht freilich nicht wie jemand aus, der große Bestellungen auf dem Herzen trägt.“

Ring stellte die Arbeit ein, für Kornett ein Zeichen, das Rad zu verlassen, sich zu schütteln und behaglich auszustrecken. Dann traten die beiden Arbeitsgefährten neben das Fenster hin, von wo aus sie, ohne selbst bemerkt zu werden, den Fremden zu überwachen vermochten. Ein vielleicht dreißigjähriger Mann war es, in der Blüte der Jugendkraft, mit einnehmendem sonnverbranntem Gesicht, braunem Vollbart und einer Haltung, die ihn als den bevorzugteren Gesellschaftskreisen angehörend kennzeichnete. Während des Einerschreitens behielt er das oberhalb der Hausthür angebrachte Schild im Auge, bemerkte daher nicht sogleich das eben auf die Schwelle tretende Mannweib. Erst als ihn nur noch wenige Schritte von dem Eingange trennten, sah er auf die seltsame Erscheinung, und den Hut lüftend, fragte er höflich, ob Herr Ring zu Hause und zu sprechen sei.

Und herein zu Ring und Independence schallten die herrischen Worte:

„Zu Hause? Ja. Ob aber zu sprechen, ist eine andere Frage. Bei Gingo! Eine Sünde wär's, ihn um Kleinigkeiten bei seiner schweren Arbeit zu stören.“

„Um Kleinigkeiten kam ich nicht den weiten Weg von Deutschland herüber —“ begann der Fremde.

Die Pfeife aus dem Munde nehmend, fiel Frau Hidup unwirsch ein: „Einerlei. Ist Ihr Anliegen so schrecklich wichtig, mein junger Mann, so reden Sie herunter von Ihrer Leber. Hier ist alles militärisch geordnet. Sagen

Sie, wer Sie sind, was Sie wünschen, sag' ich, und ich werde es pflichtschuldigst dem Herrn melden."

"Was würden Sie antworten, meine verehrte Dame, befragte ich Sie um Ihr Herkommen, um Namen und das, was Sie in Gedanken führen?" erwiderte der Fremde, durch die formlose Abfertigung gereizt.

Frau Hicup betrachtete den nunmehr vor ihr Stehenden mit einer Miene, wie etwa der selige Knochindown zuzeiten einen ihm zugewiesenen krummbeinigen Rekruten. Er übte indessen offenbar einen erträglichen Eindruck auf sie aus; denn sich etwas straffer aufrichtend, ließ sie sich zu der Erwiderung herbei:

"Was ich antworten würde, brauche ich vor keinem Menschen zu verheimlichen," und die Gelegenheit, sich einem Unbekannten in ihrer ganzen Glorie vorzustellen, willkommen heißend, fuhr sie mit einer gewissen Feierlichkeit fort: "Mein ehrlicher Name ist Hicup, würde ich sagen, Witwe eines der berühmtesten Korporale, der durch einen fürchterlichen Hieb, mit dem er einem Spachewilden den Schädel spaltete, sich den ehrenvollen Beinamen Knochindown erwarb. Eines der berühmtesten Korporale, der jemals mit Weib und Kind an die Indianergrenze kommandiert und dort von den hündischen Rothhäuten regelrecht skalpiert wurde."

"Wie traurig —" hob der Fremde an.

Achselzuckend unterbrach ihn die stolze Korporalswitwe mit den Worten: "Traurig, aber immerhin kein unrühmliches Ende. Dagegen jetzt, nach den vielen langen Jahren, noch darüber zu winseln, wie ein verzogenes Mutterföhnchen, das unversehens in die Söldlingsjacke geriet, kann von mir nicht erwartet werden." Zu ihrer Befriedigung entdeckte sie nach dieser Erklärung in den Zügen des Fremden ungeheuchelte Teilnahme, und dadurch aufgemuntert, gab sie ihrer Neigung, von sich selbst zu sprechen,

weiteren Spielraum: „Weichmütigkeit lag nie in meiner Natur, wäre auch der Witwe eines Korporal Knochhdown unwürdig gewesen; und da meine Pension nicht ausreichte, mich und meine Tochter, ein liebliches Soldatenkind, anständig zu ernähren, so entschied ich mich dafür, als Haushälterin bei dem weit und breit bekannten und geachteten Kunstschlosser King anzumustern, was zu bereuen ich nie Ursache fand, und er noch weniger. Sie ersahen daraus, daß ich berechtigt bin, nicht nur über sein leibliches Wohl zu wachen, sondern auch dafür zu sorgen, daß er ungestört bleibt.“

„Und ich bekenne ebenso gern, daß ich auf den Namen Bertrand höre und mich auf dem Wege befinde, jemand zu suchen, über den Herr King mir vielleicht Auskunft erteilen kann.“

„Und wer erlaubte sich, Sie in dieser Angelegenheit auf den Herrn King zu heßen, wie 'ne Bulldogge auf 'nen wütigen Stier?“

Zu dem wenig schmeichelhaften Vergleich lächelte Bertrand ergötzt, antwortete aber ernst: „Von der Stadt Kansas komme ich herunter. Dort verbrachte ich längere Zeit mit Nachforschungen nach der betreffenden Persönlichkeit, erfuhr indessen nur, daß ein gewisser Thomas King in St. Charles, wenn er noch lebe und nicht verzogen sei, der einzige sei, von dem vielleicht nähere Aufschlüsse zu erwarten seien. Gestern abend traf ich mit dem Dampfer ein. Bin ich aber trotz zeitraubender Erkundigungen nach dem Herrn King und seiner Wohnung schon hier, so zeugt das sicher für die Dringlichkeit meines Anliegens.“

„Wie heißt die Persönlichkeit? Wie lautet Ihr Anliegen?“ fragte Frau Hickup.

Bis dahin hatten King und Independence dem deutlich zu ihnen hereindringenden Gespräch gelauscht, ersterer

mit verheimlichter Unruhe, Independence brennend vor Neugierde und strahlend im Triumph über die Art, wie ihre Mutter den vermeintlichen Störenfried abfertigte. Bei der letzten Wendung aber, welche das hochnotpeinliche Verhör nahm, kehrte Ring sich mit einer gewissen Entschiedenheit dem Mädchen zu.

„Geh hinaus und führe den Fremden zu mir,“ befahl er. „Gieb das Geld der Mutter, das stimmt sie milder, und wenn ich dein Freund bleiben soll, sorgst du dafür, daß keine unberufenen Ohren, auch die deinigen nicht, an Thür und Fenster horchen.“

Independence strich ihr braunes krauses Haar, das beim Hämmern wild geworden, hinter die Ohren zurück und schlüpfte hinaus. Ein kurzer, durch die Geldstücke günstig beeinflusster Wortwechsel folgte; die Thür der Werkstatt wurde geöffnet, herein schritt Bertrand, und hinter ihm schlug die Thür krachend in ihre Fugen.

„Ich hörte Ihr Gespräch mit meiner Haushälterin,“ erklärte Ring nach der ersten Begrüßung in dem fließenden Englisch eines Deutschen, dem die Muttersprache bereits unbequem geworden, und mit unverkennbarem Mißtrauen suchte er in Bertrands Zügen; „wir sind dadurch der gegenseitigen Vorstellung überhoben; außerdem wurde ich vertraut mit dem Zweck Ihrer Anwesenheit hier, so weit Sie für gut befanden, ihn vor der Frau Hickup zu offenbaren. Es hindert daher nichts, ohne weitere Einleitung auf Ihr Anliegen einzugehen.“

Er verriegelte die Thür und führte seinen Gast in das Schlafzimmer, dessen Einrichtung sehr anspruchslos und nur durch einen großen diebs- und feuersicheren eisernen Geldschrank der kunstvollsten Arbeit sich auszeichnete. Nachdem sie vor einem mit Brieffschaften und Federzeichnungen bedeckten Tisch Platz genommen hatten, knüpfte er unverweilt an das abgebrochene Gespräch mit den Worten an:

„Da Sie nicht als Geschäftsmann kommen, halte ich für angemessen, Sie zu bitten, mit der dürftigen Umgebung vorlieb zu nehmen. Mehr kann von einem schlichten Handwerker nicht erwartet werden.“

Eine gewisse steife Zurückhaltung lag in dem Tone, in welchem Ring sprach. Bertrand glaubte sogar herauszufühlen, daß er wenig willkommen sei, und ebenfalls verschmähend, sich der deutschen Sprache zu bedienen, antwortete er zwar höflich, jedoch nicht verbindlich:

„Forscht man nach jemand, so dürfte das nicht minder als Geschäftsfache zu betrachten sein, deren Erledigung keine lästigen und daher störenden Formen bedingt.“

„Keine Störung,“ versetzte Ring nach Art der Amerikaner, denen Zeit gleichbedeutend mit Geld, kurz und ausdruckslos. „Haben Sie nur die Güte, denjenigen zu nennen, dem Ihre Bemühungen gelten. Liegt es im Bereich meines Könnens, sollen Sie sicher befriedigt werden.“

„Ich muß auf einem Umwege ans Ziel gelangen,“ erwiderte Bertrand. „Als ich mich zur Reise nach den Vereinigten Staaten entschloß, wurde ich beauftragt, in der Stadt Kansas die Spuren eines gewissen Felix v. Pardelstein auszufundschaffen und ihnen bis zu ihm selbst nachzufolgen. Was ich dort erfuhr, klang nur wenig ermutigend. Die mühevoll errungenen und daher unverbürgten Nachrichten beschränkten sich nämlich darauf, daß in der That vor vielen Jahren ein Pardelstein dort in tiefer Zurückgezogenheit gelebt habe, jedoch nach kurzer Zeit ohne Angabe seines Zieles weitergewandert sei. Seiner Person entsann sich keiner mehr. Dagegen erwähnte man einen ungefähr vierjährigen Knaben, der sich in seiner Begleitung befunden habe. Man hätte beide längst vergessen gehabt, wäre die Erinnerung an ihn nicht durch einen gewissen Ring lebendig erhalten worden, der später

zureiste und bei einem Schlossermeister sich in dessen Handwerk vervollkommnete. Auch der besaß einen Knaben, in dem man — so berichtete des Schlossermeisters noch lebende Witwe mir selber — den kleinen Bardelstein erkannt haben wollte. Inwieweit ich richtig belehrt wurde, vermag ich nicht zu beurteilen; hoffe aber, daß Sie in der Lage sind, mich über den wahren Sachverhalt zu unterrichten.“

Solange Bertrand sprach, hatte Ring regungslos dagesessen. Nur die rechte Hand rührte sich mechanisch, indem sie mit einem Federmesser an dem Rande des alten, viel benutzten Tisches schnitzte. Aufmerksam überwachte Bertrand ihn, suchte aber vergeblich auf seinem hageren Gesicht nach einem Merkmal der Ueberraschung.

So antwortete Ring auch erst nach einer Pause nachlässig: „Das ist so lange her, daß die Geschichte meinem Gedächtnis beinah gänzlich entschwand. Zugeben muß ich freilich, daß ich in freundschaftliche Beziehungen zu jenem Bardelstein getreten war; dann aber, nachdem wir uns trennten, hörte ich nie wieder von ihm. Ebensowenig empfang ich Briefe von ihm oder solche, die für ihn bestimmt gewesen wären und die zurückzubehalten er mir aufgetragen hatte. Wo er sein Ende nahm, mag Gott wissen; und so ist es mir vollständig unmöglich, betreffs seiner Person die gewünschten Anhaltspunkte zu bieten. Er war überhaupt ein menschen scheuer, schweigsamer Mann, von dem ich nachträglich den Eindruck gewann, daß er mich zu irgend einem geheimnisvollen Zweck zu benutzen gedachte.“

„Das ist beklagenswert,“ versetzte Bertrand mit einem Ausdruck, der die Aufrichtigkeit seiner Worte verbürgte; „sollte er sich wirklich außerhalb des Reiches aller Nachforschungen befinden, wohl gar gestorben sein, so würde ich meinen ganzen Eifer darauf zu verwenden haben,

wenigstens seinen Sohn zu ermitteln. Das ist Ehrensache für mich geworden, und sein Sohn war der erwähnte Knabe unzweifelhaft, dasselbe Kind, welches er einst mit fortnahm, ohne jemals die geringste Nachricht über ihn nach Europa gelangen zu lassen.“

King sann wieder nach, bevor er zögernd bemerkte: „Die Mitteilungen, die Ihnen wurden, treffen in den Hauptsachen zu. Ein Knabe begleitete ihn in der That. Ob es sein Sohn war, weiß ich nicht, muß es aber voraussetzen. Wichtig ist ferner, daß der Knabe später bei mir gesehen wurde. Mein Verkehr mit Pardelstein fiel in die Zeit zwischen seiner und meiner Anwesenheit in Kansas. In einer südlichen Stadt lernten wir uns kennen. Als wir voneinander schieden, vertraute er mir den Knaben mit der dringenden Bitte an, ihn als meinen eigenen Sohn gelten zu lassen. Er hoffte, ihn dadurch vor Neigungen zu bewahren, die, durch das Bewußtsein, seine Herkunft auf ein altadeliges Geschlecht zurückführen zu dürfen, gefördert, nachtheilig auf seine Zukunft einwirken könnten. Vereinsamt, wie ich in der Welt dastand, ging ich bereitwillig auf das Ansuchen ein, aber noch heut soll er kommen, um seinen Sohn zurückzufordern oder sich auch nur von seinem Ergehen zu überzeugen.“

„Da der junge Mann — zur Zeit ist er ja herangereift — nicht bei Ihnen weilt, darf ich wohl darauf rechnen, daß Sie meinen Verkehr mit ihm anbahnen. Ich gebe zu bedenken, daß sehr Wichtiges für ihn auf dem Spiele steht.“

„Was ich über ihn weiß, sollen Sie erfahren,“ versetzte King mit sichtbarem Widerstreben, „zuvor möchte ich indessen darüber belehrt sein, wer Sie mit der gewiß schwierigen Aufgabe betraute, und was man mit dem jungen Mann beabsichtigt. Sie begreifen, daß Pardelstein, dessen volles Vertrauen ich besaß, als er die Zukunft

seines nächsten Angehörigen in meine Hände niederlegte, mir auch Bedingungen vorschrieb, die rechtlicher Weise nicht umgangen werden können.“

„Ein billiges Verlangen, dem ich mit Freude entgegenkomme. Beauftragt wurde ich von einem Fräulein Wolfrade Ede, der hochangesehenen Eigentümerin umfangreicher Besitzungen. Die Ursachen, die ihre tiefe Teilnahme für den verschollenen Felix v. Pardelstein begründen, möchte ich unerwähnt lassen. Sie sind ernst genug, um zu rechtfertigen, daß ihre Teilnahme sich auch auf seinen Sohn übertrug. Die Möglichkeit ist daher nicht ausgeschlossen, daß sie sein Glück zu ihrer Lebensaufgabe machte.“

King wiegte das Haupt, und wie im Traum gesprochen klang es, als er erwiderte: „Also Wolfrade Ede. Mir ist, als hörte ich den Namen heute zum erstenmal. Nannte Pardelstein ihn nicht oder vielleicht nur beiläufig, so stand dies im Einklang mit seiner scharf ausgeprägten Neigung, sich in Geheimnisse zu hüllen, sogar einem bewährten Freunde gegenüber mit seinem Vertrauen nicht über eine bestimmte Grenze hinauszugehen. Gewiß wäre ich gern bereit, dem jungen Manne, der mich heut noch Vater nennt, den Weg zu Glück und Reichthum anzubahnen, muß aber leider bekennen, daß er nicht nur meinem Einfluß unzugänglich, sondern sich auch außerhalb meines Bereiches befindet. Er trennte sich böswillig von mir, wodurch meine Anhänglichkeit an ihn erkalten mußte. Kurz, er erfüllte nicht die Erwartungen, die ich glaubte von ihm hegen zu dürfen, und damit schwand der letzte Grund, mich fernerhin um ihn zu kümmern.“

Bertrand zögerte mit einer Erwiderung. Hatte anfänglich der Verdacht ihn beschlichen, in dem alten Handwerker mit dem gemessenen Wesen den gesuchten Pardelstein vor sich zu sehen, so schwand er alsbald angesichts



dieser Theilnahmlosigkeit, die im Falle der nächsten verwandtschaftlichen Beziehungen widernatürlich gewesen wäre.

„Ihre Andeutungen leisten dem traurigen Argwohn Vorschub, daß der junge Mann verwahrloste, wohl gar zu den Verlorenen gezählt werden muß,“ brach er nach kurzem Sinnen das eingetretene Schweigen.

Die Gelegenheit benutzend, hatte Ring das Gesicht Vertrauens mit verstecktem Mißtrauen geprüft. Die es beherrschende peinliche Spannung berührte ihn offenbar wohlthucend, denn er entgegnete beschönigend: „Zu einem Verworfenen sank er nicht herab. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß er sich dennoch zu einem gesitteten Lebenswandel bekehrt. Ob diese Möglichkeit sich jemals verwirklicht, erscheint freilich zweifelhaft. Von Kindheit an eigenwillig und trotzig, diente sein Verkehr mit gleichgesinnten unabhängigen Amerikanern dazu, die ihm inwohnende Zügellosigkeit bis zur Wildheit zu steigern. Diese gefährliche Eigenschaft fand ihre reichste Nahrung in dem Vollgefühl einer unüberwindlichen Kraft und Gewandtheit. Es bot der hünenhafte Körper gewissermaßen einen Rückhalt für die Ueberzeugung, keinen Herrn über sich dulden zu brauchen, nicht einmal denjenigen, den er Vater nannte. Den kleinen Zerrwürfnissen folgten ernstere. In seiner Verblendung glaubte er, über die Früchte meines unermüdblichen Schaffens frei verfügen zu dürfen, und so waren Schulden die nächste Folge. Dann aber, als ich nach den ersten bösen Erfahrungen nicht mehr für ihn eintrat, ging er davon und planlos in die westlichen Wildnisse hinein. Zu seinem Verderben mochte mit beigetragen haben, daß er schon frühzeitig auf Monate verschwand, um sich mit Gefinnungsgeossen, Jägern, Viehtreibern und sonstigen Abenteurern in der Prairie umherzutreiben. Meine ernstesten, wohlgemeinten Vorstellungen beantwortete er schließlich mit der Erklärung, mich nicht weiter belästigen

zu wollen. Trotzig stellte er mir anheim, ihn mit einigen hundert Dollars abzufinden und dadurch in die Lage zu versetzen, einen seinen Neigungen entsprechenden Beruf zu wählen. Gleichmütig fügte er hinzu, daß er auch ohne meinen Zuschuß in den Besitz eines guten Pferdes und sonstiger Ausrüstungsgegenstände gelangen würde. — Seinem Uebermut stellte ich ruhige Entschiedenheit entgegen. Seine Forderung erfüllte ich zwar; wenn ich aber glaubte, ihn über kurz oder lang als reinen Sünder wieder bei mir eintreten zu sehen, so hatte ich seine Störrigkeit unterschätzt. Er war und blieb fort. Nur einmal noch hörte ich von ihm. Er schrieb, daß es ihm gut ergehe, und er ein Mädchen gefunden habe, mit dem er sich zu verheiraten gedenke, wobei er auf meine väterliche Beihilfe zur Begründung eines ländlichen Hausstandes rechne. Auch nannte er des Mädchens Vater, einen Squatter, an den ich die betreffenden Nachrichten für ihn übermitteln sollte. Selbstverständlich ging ich nach den vielen bösen Erfahrungen auf seine Zumutung nicht ein. Was dann aus ihm geworden ist, und ob er überhaupt noch lebt, weiß ich nicht.“

„Sollte es mit der Verheiratung sein Ernst gewesen sein, so würde ich das für das denkbar größte Unglück halten, das ihn hätte betreffen können,“ wandte Bertrand nachdenklich ein. „Fand sie hingegen noch nicht statt, dann müßte das Aeußerste aufgeboten werden, sie zu hintertreiben. Seine letzten Beziehungen zu der Heimat würden durch einen derartigen Schritt abgebrochen werden, und das darf, wenn es noch zu verhüten ist, nicht geschehen.“

„Wie wollen Sie etwas hintertreiben, das der wilde Bursche einmal in seinem auffälligen Schädel zurechtlegte?“ fragte Ring verdrossen. „Eher möchten Sie einen Felsblock in schmiegsames Wachs verwandeln, als seinen Starrsinn brechen. Nein, nein; gönnen Sie seinem tollen

Treiben ungehemmten Lauf, bis er, wenn auch erst spät, zur Vernunft kommt. Da ferner Ihre Auftraggeberin unstreitig in den vornehmsten Kreisen zu suchen ist, haben Sie doppelte Ursache, ihn seinem Schicksal zu überlassen. In solche Gemeinschaft gehört er nicht hinein; denn anstatt freundliche Theilnahme zu erwecken, würde er abfällige Urtheile gegen sich herausfordern, und das hieße bei einem Charakter, wie dem seinigen, den Untergang besiegeln."

"Ihre Bedenken erkenne ich an," versetzte Bertrand zweifelnd, „wo man aber seinem Vater ein so treues Andenken bewahrte, eine so unzweideutige Zuneigung, da läßt sich erwarten, daß das Urtheil über den jungen Mann sich mildert und es nur allein in seinem Willen liegt, ein Glück einzuhelmen, wie es selten einem Sterblichen geboten wird."

War bisher in Kings Zügen tiefe Schwermut zum Ausdruck gelangt, so blickte er jetzt auf Bertrand, als hätte er unter Aufbieten des äußersten Scharfsinns in seinem Inneren lesen wollen.

"Das klingt räthselhaft," begann er zögernd, „doppelt räthselhaft für mich, der ich den jungen Mann kenne und daher weiß, daß er mit seinem Erscheinen drüben dem verschollenen Pardelstein keinen guten Dienst leistete. Einen Schatten würde er heraufbeschwören, der das Andenken an ihn verzerrte. Doch immerhin: haben Sie ernste Gründe zu dem Versuch, in des Burschen Geschick einzugreifen, dann darf ich es Ihnen nicht wehren oder verleiden, obgleich ich den Mißerfolg Ihrer Mühe vorhersehe. Ich will sogar, soweit es in meiner Gewalt liegt, Ihnen zu dem zweifelhaften Unternehmen die Hand bieten, muß aber im voraus die Verantwortlichkeit ablehnen, wenn Sie bitter enttäuscht werden."

"Mehr konnte ich nicht hoffen," beteuerte Bertrand,

„auf alle Fälle gewinne ich für mich die Befriedigung, mein Alles an die Lösung einer Ehrenpflicht gesetzt zu haben.“

„Warnen muß ich Sie noch,“ riet Ring düster, „meinen Beistand nicht zu überschätzen. Er beschränkt sich auf die Bezeichnung der Stelle, wo Sie, sofern des jungen Mannes Angaben Wahrheit zu Grunde lag, auf seine Spuren gelenkt werden können.“

„Damit wäre wenigstens ein Weg angebahnt,“ bemerkte Bertrand ermutigt, „das weitere hinge von der Gunst des Glückes ab.“

„Leider bin ich selbst nicht im stande, Ihnen über eine bestimmte Grenze hinaus zu dienen,“ versetzte Ring, „denn Sie können kaum unbekannter mit dem fernen Westen sein, als ich es geblieben bin. Dafür darf ich Ihnen mit gutem Gewissen meine Haushälterin empfehlen — Sie lernten sie ja bereits kennen. Fremd blieb Ihnen dagegen, daß hinter ihren zahlreichen Schrullen und Absonderlichkeiten wie in den rauhen Formen eines Korporals ein ehrliches Herz verborgen ist. Besonders wertvoll für Sie ist, daß sie viele Jahre das Feldleben mit ihrem Gatten teilte und es kaum ein Fort auf der Indianergrenze giebt, wo sie nicht längere oder kürzere Zeit verbrachte. Vollständig vertraut mit dem wilden Westen, wird sie zu der beabsichtigten Reise Sie in einer Weise vorbereiten, wie es schwerlich von einem zweiten zu erwarten wäre. Erfährt sie aber die Ursache Ihrer Wüstenfahrt, so ist die nächste Folge, daß sie Ihre Aufgabe zu der eigenen macht. Denn die Vorliebe für den Taugenichts, den Bob, wie sie ihn nennt, den sie natürlich zu seinem Nachteil mit ihrer Bärtlichkeit gründlich verzog, ist eine Triebfeder, stark genug, sie zu den abenteuerlichsten Entschlüssen zu bestimmen. Setzen Sie sich daher baldigst mit ihr ins Einvernehmen.“

„So dürfte ich vielleicht heute schon Gelegenheit suchen, in näheren Verkehr mit ihr zu treten?“

„Seien Sie unbesorgt. Wie ich die Alte kenne, macht sich das ganz von selbst. Nur um eines bitte ich dringend“ — hier warf Ring einen argwöhnischen Blick auf das Fenster und fuhr etwas gedämpfter fort: „sie ist nämlich neugierig, wie ein Eichhorn. Nennen Sie den Namen Pardelstein, so findet sie nicht eher Ruhe, als bis sie Ihr ganzes Herz umgekehrt hat, wie — nun, die Frau Korporal würde sagen: wie einen frisch gewaschenen Kommisshandschuh, und das möchte Ihr Unternehmen doch nachteilig beeinflussen. Sie braucht überhaupt nicht mehr zu wissen, als daß Sie von Verwandten oder Taufpaten des jungen Menschen beauftragt wurden, sich von seinem Leben und Wohlergehen zu überzeugen.“

„Ich darf wieder hier vorsprechen?“

„So oft es Ihnen beliebt. Im übrigen werde ich von der Alten auf dem Laufenden erhalten, denn kein Wort hört sie von Ihnen, das sie mir nicht schleunigst hinterbrächte.“

Bertrand erhob sich. Ring begleitete ihn bis vor die Hausthür hinaus, wo sie mit höflichem Gruß voneinander schieden. Gleich darauf saß Ring wieder vor seinem Werk-tisch. Die Feile kreischte und schnarrte, als hätte er ein Versäumnis einzuholen gehabt. Wie um ihn an die halb fertig geschmiedete Nähmaschinenstübe zu erinnern, sah Koruett verständnisvoll zu ihm auf.

Fünftes Kapitel.

Sinnend war Bertrand in den durch den schattigen Hain nach der Stadt führenden Pfad eingebogen. Was er von dem seltsamen Schlosser erfahren hatte, beschäftigte ihn ausschließlich. Jedes seiner Worte wiederholte er in

Gebanken. Befriedigte ihn einerseits, auf eine unzweifelhafte Spur des jungen Bardelstein gestoßen zu sein, so stand dem entmutigend gegenüber, daß derjenige, der gewiß der nächste gewesen wäre, Nachsicht walten zu lassen, ihn als eine Art Unhold schilderte. Doch ob verwildert, verkommen und gesunken, gleichviel, wie er ihn fand: für ihn gab es keinen anderen Ausweg. War überhaupt eine Möglichkeit vorhanden, ihn seiner jetzigen Lage, vielleicht den widerwärtigsten Verhältnissen zu entreißen, so mußte er, dem aus überströmendem Herzen erteilten Versprechen getreu und durchdrungen von den Empfindungen tiefer Dankbarkeit, ihn jener Wolfrabe Ecke zuführen. Mochte sie selbst dann entscheiden, inwieweit er der ihm zugehenden Wohlthaten wert sei.

Vor sich niederschauend, war er in den Hain eingetreten, als eine gebieterische Stimme ihn aus seinem Brüten aufschreckte.

„Sie da, mein junger Mann,“ hieß es mit unverkennbarem Wohlwollen, „nachdem Sie den Herrn Ring so lange störten, haben Sie für mich vielleicht ebenfalls einige Minuten übrig.“

Beim ersten Wort hatte Bertrand aufgesehen, und vor ihm stand Frau Hiccup. Während sie mit der linken Hand die brennende Pfeife in der Schwebel hielt, streckte sie ihm die rechte herablassend entgegen.

„Der Frau Korporal Knochhinzdown stehe ich zu Diensten,“ antwortete Bertrand höflich, und das anerkennende Nicken der Alten belehrte ihn über die günstige Aufnahme der glänzenden Anrede; „nach den Schilderungen des Herrn Ring erfreue ich mich doppelt der näheren Bekanntschaft mit Ihnen.“

Abermals neigte Frau Hiccup das Haupt geschmeichelt und fügte hinzu: „Herr Ring verfährt zuweilen etwas verschwenderisch mit seinen Lobpreisungen; aber immerhin:

Disziplin und Subordination waren die Glaubensartikel meines seligen Knochendown und sind auch die meinigen geworden; das kommt Herrn Ring am meisten zu gute. Doch das nebenbei. Legte ich mich gerade nicht aufs Horchen, so meinte ich im Vorübergehen doch den Namen seines Sohnes verstanden zu haben, oder sollte ein Irrthum walten?"

"Sicher nicht; und sehr dankbar wäre ich Ihnen, vervollständigen Sie das, was Herr Ring mir über ihn anvertraute."

"Wie ich vermutete," erwiderte Frau Hickup befriedigt; "doch hier ist eine Bank, mein junger Mann, auf der ich die schönen Sommerabende mit den Erinnerungen aus meiner Militärzeit zu verbringen pflege, und das erhält mich jung," und nach einem kunstgerechten ordnenden Griff durch das Scheitelhaar sich niederlassend, forderte sie Bertrand auf, neben ihr Platz zu nehmen, und weiter hieß es belehrend: "Zunächst ist Herr Ring in seinem Urtheil über den Bob zu streng, und das wirkte von jeher nachtheilig auf den Schlingel ein. Vater und Sohn paßten eben mit ihren verschiedenartigen Temperamenten genau so zu einander, wie Flintenkugeln statt der Rosinen in den Puddingteig. Mit einem Wort: aus dem Bob ließe sich heute noch mit Geduld und Zärtlichkeit etwas Ordentliches herausdrillen, behauptete ich."

"Ähnliche Eindrücke empfing ich in meinem Verkehr mit Herrn Ring und bin beglückt, solch freundliches Urtheil von Ihnen zu hören," erklärte Bertrand bedachtsam. "Ich befinde mich nämlich auf dem Wege, Ihren Bob auszukundschaften, und wurde darüber verständigt, daß Ihre Ratschläge von hohem Wert für mich sein würden."

Frau Hickup drückte die hervorquellende Asche in den Weisenkopf zurück, blies einige kräftige Rauchwolken von sich und hob an:

„Ein wahres Wort, mein junger Mann; denn hat man seine achtzehn Jahre in der Armee heruntergerasselt, so kann man von Erfahrungen reden, behaupte ich.“

„Bei Ihrem Wohlwollen für Bob hoffe ich keine Fehlbefehle zu thun, wenn ich Sie ersuche, bei meinen Nachforschungen mir etwas zur Hand zu gehen.“

Frau Hickup schloß das eine Auge und warf mit dem anderen Bertrand einen prüfenden Blick zu. „Da wüßten Sie ja mitten in die Wildnis hinein,“ bemerkte sie nach kurzem Sinnen.

„Darauf bin ich gefaßt.“

„So? Nun, eine Kleinigkeit ist das nicht, namentlich nicht für einen Ausländer. Doch zunächst die Frage: Was ist Ihr Metier? Womit verdienen Sie Ihre Dollars?“

„Ich studierte Astronomie.“

„Was?“

„Astronomie oder Sternkunde.“

„Brotlose Künste, mit denen Sie in der Wildnis keinem Kaninchen Salz auf den Schwanz streuen. Denn erstens sind die Sterne zu weit von hier, um genauer mit ihnen bekannt zu werden, und dann mag der Henker sie alle zählen, zumal einer genau so aussieht, wie der andere. Es giebt überhaupt nur zwei Sorten von Sternen, vor denen ich Respekt habe. Erstens die Sterne, die zu den Streifen des Unionsbanners gehören, und dann diejenigen, wie sie den Offizieren auf Kragen und Achselstücke genäht werden.“

„Durchaus praktische Anschauungen; und dennoch gewährt es dem Verufenen hohen Genuß, zu beobachten, wie die Gestirne von Ewigkeit zu Ewigkeit unabänderlich ihre vorgezeichneten Bahnen wandeln.“

„Disziplin, behaupte ich, mein junger Mann, Disziplin, ohne welche die vielen tausend Sterne am Himmel durcheinander tanzten, wie die Reiskörner in einem bro-

delnden Kessel; das würde mein seliger Knochenmann sicher bestätigen, säße er hier bei uns; aber auch, daß Sie mit Ihrem Sternenkrempelein in der Wildnis eine jämmerliche Institution wären, ständen Ihnen keine anderen Hilfsmittel zu Gebote. Vom Soldatenstande verstehen Sie nichts?"

„Auch Soldat bin ich gewesen. Ich diente ein Jahr bei der Reiterei.“

„Ein ganzes Jahr? Das wäre gerade lange genug, um das Wort Subordination richtig aussprechen zu lernen. Aber immerhin: es ist wenigstens ein kleiner Anfang, und befindet man sich erst auf dem Marsch, lernt sich das weitere durch praktischen Dienst.“

„An gutem Willen fehlt es mir freilich nicht; allein fremd, wie ich den hiesigen Verhältnissen gegenüberstehe, würde ich auf einem Boden, den ich nur aus Schilderungen kenne, ohne einen zuverlässigen Ratgeber auf große Schwierigkeiten stoßen.“

„Ohne Zweifel, mein junger Mann, und diese Selbsterkenntnis ist schon viel wert.“

„In erster Reihe würde es sich darum handeln, den Squatter ausfindig zu machen, an den die für Ihren Bob bestimmten Nachrichten gesendet werden sollten —“

„Howitt heißt er,“ fiel Frau Hickup lebhaft ein, „und am Smoky-Hill-Fork haust er, noch eine gute Strecke über Fort Riley hinaus. Hab's im Gedächtnis behalten, was Bob damals schrieb, als es sich um 'ne Heiratsangelegenheit drehte. Ich weiß da herum Bescheid, wie in Herrn Kings Werkstatt. Denn in Fort Riley stand ich ein volles Jahr, und manches lustige Gefecht hatten wir mit den Prairiewilden, die sich damals noch fühlten. Aber wir machten ihnen Beine, daß die Schurzlappen hinter ihnen her flatterten, als hätten sie bei 'ner handlichen Brise auf 'ner Waschleine gehangen. Also zum Howitt wollen Sie?“

„Er ist wohl der einzige, durch den ich über den Verbleib des jungen King Näheres in Erfahrung bringen könnte.“

„Richtig, mein junger Mann; wenn nicht durch ihn, so doch sicher durch das Frauenzimmer, das er zu freien gedachte.“

„Hoffentlich ist er noch nicht verheiratet.“

„Sicher nicht. Denn vom Verliebten bis zur Hochzeit ist oft ein langer Weg, sagte schon Korporal Knockhinsdown, als mein Vater sich dagegen sträubte, mich in die Armee eintreten zu lassen. Doch das nebenbei. Denn wäre dem Schlingel viel am Freien gelegen gewesen, hätte er das Kind, die Independence, genommen, und die ist sicher dazu geschaffen, den ärgsten Taugenichts in einen feßhaften Mann umzuwandeln.“

„Eine allzuschwierige Aufgabe wäre es also nicht, jenen Howitt aufzufuchen,“ meinte Bertrand zweifelnd, „wer aber bürgt dafür, daß ich den Punkt finde, wohin ich von dort aus gewiesen werde? Ist die Prairie doch keine Stadt, wo auf jeder Straßenecke deren Name verzeichnet steht.“

„Abermals ein wahres Wort, mein junger Mann. Und dennoch giebt es Leute, die ihren Weg in der Wildnis so leicht ausmachen, wie der verbohrteste Rekrut schon am dritten Tage seiner Dienstzeit den von der Wachtstube nach dem Esraum.“

„Wo aber und wie wäre ein solcher Mann für meine Dienste zu gewinnen?“

Frau Hickup pflügte mit den gespreizten Fingern ihr ergrautes Gelock, widmete der Pfeife etwas ernstere Aufmerksamkeit, und sie wieder seitwärts schwingend, sah sie unter den gerunzelten Brauen hervor ins Leere. Eine Minute verstrich in Schweigen.

Plötzlich kehrte sie sich mit einer heftigen Bewegung

dem sie gespannt beobachtenden Gefährten zu: „Junger Mann, ich wüßte wohl einen, aber die Sache will zuvor ordentlich überlegt sein. Sehne ich mich danach, vor meinem Altwerden die Ebenen noch einmal zu kreuzen, zumal es sich darum handelt, den Taugenichts, den Bob, einzufangen, wie 'nen wilden Mustang, so ist es doch bedenklich, unseren guten Herrn so lange unbeaufsichtigt zu lassen. Die Independence ist zwar nicht nur ein liebliches, sondern auch ein handfestes Soldatenkind — doch immerhin: die Angelegenheit will zuvor überlegt sein, behaupte ich.“

„Zu einem derartigen Wagestück wollten Sie sich verstehen?“

Frau Sidup warf einen Blick unsäglicher Geringschätzung auf Bertrand. „Wagestück?“ fragte sie. „Für einen gesunden Mann giebt es überhaupt kein Wagestück, am wenigsten für jemand, der, wie ich, bei Monterey und Buena Vista mitsocht,“ und ihre Augen sprühten förmlich in kriegerischem Feuer, indem sie im Geiste bereits Prairieluft einatmete und nach der Magnetnadel ihren Weg über die endlosen Grasfluren suchte. „Doch ich wiederhole nochmals: die Sache will überlegt sein, und dann fragt es sich, ob Sie Vertrauen zu einer alten Korporalswitwe besitzen.“

„Blindes Vertrauen,“ beteuerte Bertrand, und er atmete erleichtert auf. „Meine Dankbarkeit, doch auch die anderer würde endlos sein, trügen Sie dazu bei, daß ich den jungen Mann kennen lernte, vorausgesetzt, er lebt noch und wurde von seiner Abenteuerlust nicht in unbekannte Fernen verschlagen.“

„Galgenholz ist zähe und Unkraut vergeht nicht, mein junger Mann, behaupte ich, und so wird auch der Bob heute noch aufrecht in seinen Schuhen stehen. Bündelte er wirklich mit einem einfältigen Dinge an, so bewahrte

ihn das vor den unbekanntten Fernen. Also guten Mut. Fünf Monate offene Jahreszeit liegen noch vor uns, und die reichen aus, ein gut Stück Prairie abzuklappern. Wann sprechen Sie wieder vor?"

"Zu jeder von Ihnen anberaumten Stunde."

"Gut, sagen wir: morgen um diese Zeit. Bis dahin habe ich alles in meinem Kopf zurechtgelegt und mit Herrn King vereinbart. Dann höchstens noch eine Woche, und wir sind marschfertig."

Bertrand erhob sich. Mit einem Händedruck, den er eine Weile nachher noch fühlte, entließ ihn der weibliche Korporal.

Frau Hickup aber begab sich ungesäumt zu King nach der Werkstatt. Lange und ernst sprachen sie miteinander. Als sie schieden, war die Reise über die Steppen eine beschlossene Sache, und mit rastlosem Eifer wurden die entsprechenden Vorbereitungen getroffen.

Sechstes Kapitel.

Eine liebliche Sternennacht hatte sich auf die Prairie gesenkt. Es war gerade so dunkel, daß man aus mäßiger Entfernung eine lagernde Rinderherde nicht von Strauchwerk oder kleinen Bodenerhebungen zu unterscheiden vermochte. Feierliche Stille herrschte auf der unbegrenzten Ebene, feierliche Stille in den mit Hainen und Baumgruppen geschmückten Thälern der kleinen Nebenflüsse, die von der großen nördlichen Biegung des Arkansasstromes bis in die Nachbarschaft des Smoky-Hill-Fork hinaufreichten. Das Tierleben schwieg. Nur die nimmersatten Prairiewölfe ließen bald hier, bald dort, vereinzelt oder im Chor ihre kläffenden und jauchzenden Stimmen vernehmen. Zuweilen drang der schrille Ruf eines wandernden Regenpfeifers aus Wolkenhöhe nieder.

Raum vernehmbar war das Geräusch, mit dem zwei kräftige Gäule einen leichten, jedoch festgebauten Pflug über den weichen Rasen zogen. Ein unbelastetes Reservepferd, an kurzer Leine befestigt, schritt neben dem Hauptpferde einher. Von kundiger Hand gelenkt, verfolgten sie ihren Weg an einer von Wolkenniederschlägen gerissenen Furche hin. Sie vertiefte und erweiterte sich allmählich zu einer Schlucht mit schroffen Uferwänden. Die Bewegungen der Pferde zeugten von einem langen und heißen Tagesmarsch. Zugleich erheischten die Dunkelheit wie die Nähe des Hie und da durch Regengüsse zerwühlten Erdbodens Vorsicht.

Das Ziel der unterhalb des gewölbten Leinwandverdecks sitzenden beiden Reisenden war ein matter, rötlicher Schein, der, einem im Thal des in den Arkanzas mündenden Pawnee-Fork geschürten Feuer entströmend, oberhalb desselben in der Atmosphäre lagerte. Bald nach Einbruch der Dunkelheit hatten sie ihn entdeckt und seitdem im Auge behalten. Ein anderer hellerer Schein zeigte sich gegen anderthalb englische Meilen weiter stromaufwärts, und ein dritter, kaum zu unterscheidender, abermals um so viel weiter. Von dem nächsten befanden sie sich vielleicht noch fünfhundert Schritte entfernt, als abseits eine Anzahl schwarzer Unebenheiten, anscheinend Stauden, Gestrüpp oder Hügel einer Prairiehundekolonie ihre Aufmerksamkeit erregte. Wie weit die mutmaßlichen Hindernisse reichten, verhüllte die Dunkelheit. Die äußeren Formen gingen in dem dort hohen Grafe vollständig verloren.

Plötzlich, als die Räder das nächste Hindernis beinahe streiften, begannen die Pferde heftig zu schnauben. Wie der Blitz schnellte die schwarze, unförmliche Masse empor, um als gescheuchtes Rind das Weite zu suchen. Andere folgten seinem Beispiel, und gleich darauf erdröhnte der

Erdboden unter dem Stampfen Tausender von flüchtigen Hufen. Beinahe gleichzeitig drangen Gellen, Heulen, Fluchen und Peitschengeknall aus größerer Entfernung herüber, begleitet von dem schärferen Getöse zum tollrennenden unbarmerzig gestachelten Pferde. Es war, als ob die Hölle sich geöffnet und die wilde Jagd zum Kreuzen über die Ebene ausgespielen habe.

Die Reisenden hielten an. Sie begriffen, daß sie längst von den Hirten an der Fortsetzung der Fahrt gehindert worden wären, hätten diese die unzugängliche Schlucht wie den schroffen Abhang des Flußthals nicht als sichere Einfriedigung betrachtet und daher den beiden anderen Seiten um so schärfere Aufmerksamkeit zugewendet.

„Da sind wir in eine richtige Falle geraten, bei Gingo!“ meinte Frau Hicup verdrossen, „und wir mögen noch von Glück sagen, wenn wir halb so komfortabel herauskriechen, wie wir hineinpilgerten, behaupte ich.“

„Umkehren wäre wohl am ratsamsten,“ erwiderte Bertrand nachdenklich; denn aus den Stimmen, wie dem fortbauenden Gepolter ließ sich heraus hören, daß zügellose Wut sich der Hirten bemächtigt hatte und die nach vielen Hunderten, sogar Tausenden zählenden Kinder durch den von ihnen selbst erzeugten Lärm nur noch unbändiger wurden.

„Umkehren, mein junger Mann?“ fragte Frau Hicup geringschätzig, „das röche nach feiger Flucht vor dem Feinde und würde obenein als Schuldbewußtsein ausgelegt. Denn keine zehn Minuten dauerte es, bis ein halbes Dutzend von der Sorte uns umringten und mit den Pistolen vor unseren Nasen herumfuchtelten, als handelte es sich darum, mit 'nem Ladiesfächer die Fliegen von einem gesunden Stück Fleisch abzuwehren. Nein, hier bleiben wir. Menschenfresser sind es nicht, die uns stellen. Gehört die

Herde aber zu denen King Bobs, wie sie ihn beim Ho-
witt nannten, giebt's überhaupt nichts zu fürchten."

Vertrand antwortete nicht, und wie er, lauschte un-
mehr auch seine mannhafte Gefährtin auf die bedrohliche
Bewegung, die durch sie ins Leben gerufen worden war.
Deutlich unterschieden sie, daß der Lärm sich mit großer
Schnelligkeit entfernte, erst nach einiger Zeit wieder wuchs,
und daß Gellen und Peitschengeknall von Minute zu Mi-
nute schärfer hervortrat. Man war mithin der Flücht-
linge wieder Herr geworden, aber eine Weile dauerte es
noch, bevor dem dumpfen Getöse zu entnehmen war, daß
sie in ihren Winkel zurückkehrten. Endlich ertönte das
Gepolter, unter dem zwei zur äußersten Eile gezeißelte
Pferde der Regenschlucht zustürmten. Dann schoß es klir-
rend, schnaubend und keuchend herbei, daß es wie ein
Wunder erschien, wenn die Tiere auf dem schwarzen Erd-
boden nicht stolperten und samt ihren wilden Reitern das
Genick brachen.

"Hier sind sie, bei allen zehntausend Heiligen!" brüllte
eine Stimme, in der sich unbezähmbare Wut verriet, und
vor dem grausamen Griff in die Zügel gelaugte das eine
Pferd aus dem Rennen neben dem Wagen zum plötzlichen
Stillstand. "Hier heran, Antonio, und die Hölle über jeden,
der Miene macht, seinen niederträchtigen Aufzug noch zu
rechtfertigen!"

Ein zweiter Reiter sprengte, um ihm den Weg zu
verlegen, vor den Wagen hin, und grümmig schrie der
zuerst eingetroffene unter das aufgeschürzte Wagenverdeck:

"Mille Caramba! Was in des Satans Namen be-
wog euch, mit eurer verdammten Karrete mitten in die
Herde hineinzufahren und eine Stampede*) zu erzeugen,
die uns die Hälfte der Tiere kosten kann?!"

*) Panikartige Flucht der Herden.

„Hölle und Verdammnis über euch selber,“ erwiderte der weibliche Korporal unverzagt, „seid ihr eselhaft genug, eure Herde auf der einen Seite unbeaufsichtigt zu lassen, so verdient ihr's nicht besser, als daß euer Viehzeug bis auf den letzten Schweifbüschel zum Henker geht, ohne daß es uns zur Last gelegt werden dürfte!“

„Ein Frauenzimmer!“ rief der alte Vaquero verwundert aus. „Caramba! Das schützt dich dagegen, die eigenen Zähne zu verschlucken! Wärst du aber das hübscheste Mädchen, das je einen verliebten Burschen um eine Stunde Nachtschlaf prellte, so hinderte das nicht, dich samt deinem Partner da für allen Schaden verantwortlich zu machen!“

„Bei Gingo! Die Verantwortlichkeit wollen wir geru auf unser Gewissen nehmen, ohne daß wir schwerer daran trügen, als ich hier an meinem Pfeifenstummel,“ versetzte Frau Hicup herausfordernd. „Die Prairie wurde für jedermann unter dem Himmel ausgebreitet, und denjenigen möchte ich sehen, der uns wehrte, zu fahren, wohin wir gute Lust haben.“

„Zum Fahren sind die alten Geleise da, die führen nicht in eine abseits lagernde Herde hinein. Mit solcher Ausrede rettet ihr nicht ein Haar auf euren verdamnten Schädeln.“

„Meint ihr?“ höhnte Frau Hicup. „So zeigt mir den Weg zu dem, den ich suche, und der heißt Ring Bob. Der ist der Mann dazu, euch Augen und Ohren aufzuknöpfen, daß ihr zeitlebens daran zu denken habt!“

„Zum Ring Bob? Hol's der Teufel! Dergleichen kann jeder sagen, dessen Zunge zum Lügen zugespitzt wurde.“

„Könnt ihr mit euren Blechschädeln das nicht fassen, so führt uns der Sicherheit halber selber zu ihm, und ihr werdet Wunder erleben.“

„King Bob ist überhaupt nicht hier,“ hieß es etwas weniger feindselig zurück, „den habt ihr auf 'ner anderen Stelle zu suchen; da weiter oben, wo der Feuerschein in der Luft schwebt. Doch zuvor müssen wir hier miteinander fertig werden — verdammt! da kommen die Rinder! Fort mit euch in gerader Richtung auf den Creef zu, und langsam und ohne Hallo, oder die Stampede bricht von neuem los.“

Während Frau Hicup die Pferde antrieb und zügelte, ritten die beiden Vaqueros ihnen zur Seite, fortgesetzt die von schweren Drohungen begleiteten Warnungen wiederholend.

„Das scheint eine heitere Gesellschaft zu sein, in die wir gerieten,“ wendete Bertrand sich an die alte Gefährtin, „ich selbst komme mir vor, wie ein Junge, der eben erst lernte, sich an der Schürze seiner Mutter aufrecht zu erhalten.“

„Durchaus reglementsmäßig,“ erklärte Frau Hicup sorglos lachend, „ein Weib kann dem Gefindel schon eher ein kräftiges Wort an den Hals werfen, als ein Mann, und wären ihm die Haare faustdick auf den Zähnen gewachsen. Ich kenne die Sorte. Die ist gerade wie ihre tückischen Katzen von Gäulen. Verspricht man denen Zuckerbrot, so schlagen und beißen sie um sich, wogegen ein ordentlicher Fußtritt ihnen Achtung einflößt.“

„Auf alle Fälle ist King Bob nicht weit.“

„Ob weit oder nahe, bei Gingo! Was hilft's, wenn die Esel uns nicht von dannen lassen, behauptete ich. Und denen ist alles zuzutrauen. Die fühlen sich nämlich auf der Prairie so frei und unabhängig, wie die Geier, die so hoch fliegen, daß die feinste Büchsenkugel sie nicht erreicht.“

Schweigen folgte. Nur die beiden Reiter sprachen zu einander, indem sie aus dem von der Herde erzeugten Geräusch Schlüsse auf deren Bewegungen zu ziehen suchten

und mehr Bewünschungen mit einflochten, als zur Bekräftigung ihres Grimmes unumgänglich notwendig. So erreichte der Wagen den Uferrand des Thales zu derselben Zeit, zu der hinter ihm die vordersten Mitglieder der Herde durch die Regenschlucht aufgehalten wurden und in der Richtung nach dem Flüsschen zu sich ausbreiteten.

Nachdem Frau Hiccup und Bertrand einen Blick in die Niederung hinabgesendet hatten, wo zwei oder drei Hirten als Wachen vor einem lodernnden Scheiterhaufen sich zu schaffen machten, wendete die tapfere Korporalswitwe sich an den älteren Baquero mit den Worten:

„Da möchten wir also stromaufwärts fahren und den Uferrand halten, um zum Ring Bob zu gelangen.“

„Und ich will verdammt sein, wenn ihr das nicht bleiben laßt, und wäre ich gezwungen, einen eurer Gäule über den Haufen zu schießen,“ lautete die bedrohliche Erwiderung; „wollt ihr zum Ring Bob, dann gebraucht eure eigenen Beine. Pferde, Wagen und Inhalt bleiben hier, und ihr mögt darauf schwören, daß wir uns schadlos daran halten, sollte durch eure Schuld auch nur ein Huf zum Teufel gegangen sein. Zieht ihr vor, da unten bei uns zu übernachten, seid ihr willkommen dazu.“

„Da suchen wir lieber den Ring Bob auf, vorausgesetzt, ihr bürgt dafür, daß von unserem Eigentum nichts verloren geht.“

„Nicht 'n verwünschter Radnagel oder ein Haar aus den Mähnen eurer Bestien,“ höhnte der Baquero, „es soll sogar für die Tiere gesorgt werden, als wären sie bereits die unserigen.“

Sich aus dem Sattel schwingend, begaben die beiden Reiter sich ans Werk, die Pferde aus den Geschirren zu lösen.

„Eine andere Wahl giebt es freilich nicht, sagte der hungrige Fischreißer zum Frosch, da schluckte er ihn her-

unter," meinte Frau Hicup, indem sie mit dem Gefährten den Wagen verließ, und die Büchsen auf die Schulter werfend, schritten sie davon.

Eine größere Strecke legten sie schweigend zurück, ohne daß sie von den mit der Herde beschäftigten Männern weiter belästigt worden wären. Plötzlich lachte Mutter Hicup vor sich hin.

„Was meinen Sie, mein junger Mann, wenn der Schlingel, der Bob, überhaupt nicht zur Hand wäre?“ fragte sie gut gelaunt.

„So müßten wir uns in das Unabänderliche fügen und das Beste davon machen,“ antwortete Bertrand in demselben Tone; „um Ihretwillen würde ich es beklagen.“

„Gut gesprochen, mein junger Mann, obwohl ich das Beklagtwerden von jeher verabscheute, selbst damals, als sie meinen seligen Knochindown mit ganz unvorschriftsmäßig verschnittenem Skalp ins Lager trugen. Daran zu denken ist übrigens früh genug, wenn wir erst in der Falle drinnen sitzen,“ und weiter wanderten sie auf dem Uferlande dem Lichtschein zu, der offenbar einem mächtigen Feuer entströmte.

Indem die Strecke bis dahin sich allmählich verringerte, schallte Jauchzen, Gellen, Singen und Kreischen deutlicher zu ihnen herüber. Eine Hölleorgie schien daselbst gefeiert zu werden, vertrauenerweckend klang es am wenigsten. Die beiden Wanderer wurden einsilbiger, bis sie sich endlich dafür entschieden, anstatt sogleich ins Thal hinabzusteigen, zuvor einen Blick auf das unheimlich belebte Lager zu werfen.

Vorsichtig einherschleichend, gelangten sie auf einen Punkt, von dem aus sie es bequem zu überschauen vermochten. Gerade vor ihnen und durch eine gegen vierzig Fuß hohe Erdwand von ihnen getrennt, war es aufgeschlagen worden. Was sie aber da unten gewahrten,

war wenig geeignet, ihnen einen hohen Begriff von Bobs Königswürde und der guten Sitte der von ihm Beherrschten zu verschaffen.

Ein mit halben Baumstämmen genährtes Feuer beleuchtete die Stätte in weiterem Umkreise. In dessen flackerndem Schein erblickten sie vierzehn oder sechzehn Männer, die sich in lebhaftem Gewirre um den Scheiterhaufen herumbewegten. Leute der verschiedensten Altersstufen waren es, vom schlanken Burschen, dem der Bart erst ums Kinn wachsen sollte, bis zum alten Baquero, der in einem langen Leben der Mühe und Entbehrungen ergraute. Doch diese wie jene trugen im Aeußeren dieselben Merkmale der Verwahrlosung. Räubergestalten veranschaulichten sie in den verschiedenartigsten Aufzügen, je nachdem man Gelegenheit gefunden hatte, abgetragene Kleidungsstücke durch die seltsamsten Thaten zu ergänzen oder zu ersetzen. Unordentlich, wie es kaum anders zu erwarten, lagen ihre Habseligkeiten umher. Deren Hauptbestandteile bildeten die sowohl als Mäntel wie als Betten dienenden gestreiften Wolldecken. Nur die in Säcken und Fässern geborgenen Lebensmittel waren sorgfältig übereinander geschichtet oder in künstlich aus Zweigen hergestellten Lauben untergebracht worden. Doch welcher Art die Erscheinungen der einzelnen Männer sein mochten, von welcher Art die Umgebung: die allgemeine sorglose Stimmung konnte dadurch nicht beeinflusst werden. Es verriet sich in dem Gesange, dem taktmäßigen Händeklatschen und dem Rasseln eines Tamburins, womit man die Tanzbewegungen eines halben Duzends der wilden Gefellen begleitete.

Sich so niederlassend, daß der Lichtschein sie nicht verätherisch streifte, sahen die beiden Gefährten auf das tolle Treiben nieder. Vergeblich aber suchte Frau Hickup nach demjenigen, den sie auf den ersten Blick als King Bob

bezeichnet hätte. Was sie dachte, prägte sich verständlich in ihren verwitterten Zügen aus. Eine gewisse Begeisterung hatte sie angesichts der grell beleuchteten Scene ergriffen und in die glücklichsten Tage ihres bewegten Lebens auf den Außenposten der Zivilisation zurückversetzt.

Bertrand schaute, wenn auch überrascht durch das Fremdartige, doch ernst darein. Welcher Art seine Betrachtungen sein mochten, in den Vordergrund trat immer wieder das Bewußtsein, den jungen Pardelstein in Verhältnissen suchen zu müssen, die so himmelweit verschieden waren von allem, was seiner Gönnerin, als sie ihn zum Träger einer abenteuerlichen Aufgabe erkor, nur vorschweben konnte.

In seinem planlosen Sinnen störte ihn ein ungeahnter Wechsel des vor seinen Blicken sich entwickelnden Bildes. Wie häufig bei solchen Gelegenheiten, brachen auch heute Zwistigkeiten aus. Anfänglich in bösen Hohnreden und Schmähungen sich ergehend, erhitzen die Gemüter sich schnell mehr und mehr, bis endlich die Messer aus den Scheiden flogen und man sich anschickte, den fröhlich begonnenen Abend in einen blutigen umzuwandeln. Zwei der an dem Streit Beteiligten zeichneten sich besonders dadurch aus, daß sie zu ihren Decken griffen, sie um den linken Arm wanden und mit dem geschwungenen Messer auf den geeigneten Zeitpunkt harrten, dessen Schneide dem Gegner durchs Gesicht oder über die Brust zu ziehen.

Die übrigen Anwesenden waren ruhiger geworden. Zurücktretend, gaben sie den Kämpfern freien Raum, abwechselnd durch Spottreden sie reizend, oder sie warnend, die Spitzen der Klingen nicht zum Stoß zu benutzen, während andere wieder das Feuer schürten, daß die Flammen hoch emporloderten.

Doch wie im Kreise der Vaqueros lebhafteste Spannung erwacht war, sah auch Mutter Hicup regungslos auf die

beiden ergrimten Gegner nieder. Ihr sonst holzähnliches Gesicht war braunrot angelaufen; Begeisterung leuchtete aus ihren ehrlichen Augen. Sie hatte vergessen, daß jemand neben ihr saß, der sie mit einem eigentümlichen Ausdruck des Erstaunens und Unglaubens betrachtete. Und so entschlüpfte ihr auch hin und wieder unbewußt, je nachdem das Vorspiel des Kampfes sich abspann, eine darauf bezügliche kurze Bemerkung.

„Bei Gingo! gut gegeben und noch besser pariert,“ hieß es da gedämpft aus übersprudelndem Herzen. „Diese Finte — bei Gott, würdig eines Korporal Knochhindown, behaupte ich — nicht zu hitzig — der Satan über die Schlingel — sie packen die Messer zum Stoß —“

Und so geschah es. Bis dahin hatte King Bob in einer grünen Reißiglaube auf dem Rücken gelegen. Den Oberkörper etwas erhöht, die Arme unter den Kopf geschoben und gemächlich seine Zigarette rauchend, beobachtete er gleichmütig die beiden Gegner. Sobald er aber gewahrte, daß der Kampf eine Wendung über die gewöhnlichen, wenigstens nicht lebensgefährlichen Grenzen hinaus nahm, schnellte er auf die Füße empor. In drei, vier sprunghaftigen Schritten erreichte er die plötzlich von zügelloser Mordgier Befallenen. Ebenso schnell packte er sie im Genick, und sie mit den Köpfen zusammenstoßend, schleuderte er sie unter dem Beifallsgejauchze aller Anwesenden mit einer Gewalt den einen rechts, den anderen links, daß sie sich überschlugen und eine Weile liegen blieben, bevor sie sich herumwälzten und nach ihren Messern suchten.

„Bei Gingo! King Bob selber,“ entwand es sich in verhaltenem Triumph gepreßt den Lippen der mannhaften Korporalswitwe im Selbstgespräch. „King Bob, wie er lebt und lebt, und Gentleman vom Kopf bis zu den Zehenspitzen herunter. Ich sagte schon immer, der Schlingel,

sei nicht für 'nen Strickstrumpf oder für 'ne Tintenflasche geschaffen.“

Die letzten Worte galten Bertrand, der seinen Augen und Ohren kaum trauen zu dürfen glaubte. Dann kehrten beide ihre ungeteilte Aufmerksamkeit den beiden Gegnern wieder zu. Diese standen einander gegenüber, abwechselnd sich gegenseitig und King Bob mit funkelnden Blicken messend, als wären sie in Zweifel gewesen, gegen wen sie zunächst ihren Angriff richten sollten. Zugleich erhoben sich vermittelnde Stimmen, deren einzelne für diesen, andere für jenen sprachen oder ihn als Urheber des vom Zaun gebrochenen Streites bezeichneten.

„Danach frage ich nicht,“ schnaubte King Bob sie an, „sie trachteten einer nach des anderen Leben, und das ist gegen unser Gesetz. Seid ihr erst wieder auf dem heimathlichen Rancho, dann schließt euch gegenseitig die Bäuche auf, daß die Sonne klar durch euch hindurchscheint; hier aber dulde ich dergleichen nicht. Und was hätten die Dummköpfe davon, läge der eine mit durchstochener Lunge da, und der andere wartete darauf, gehangen zu werden? Baumäste die Fülle hier herum, die stark genug, solche unreife Frucht zu tragen. Und euren ausstehenden Lohn — wer hätte den im Winter auf den Fandangos verjubeln sollen? Danken solltet ihr mir es, daß ich euch vor dem Mergsten bewahrte, anstatt auf mich zu stieren, als möchtet ihr am liebsten beide über mich herfallen. Ist euch daran gelegen, so versucht's doch einmal mit mir, in der Hölle Namen.“

„Wenn freie Männer in Streit geraten, ist's ihr gutes Recht, die Sache auszufechten,“ versetzte der eine Kämpfer ingrimig.

„Ja, solange die Messerschneide entscheidet,“ wendete Bob leidenschaftslos ein, „denn solcher Schnitt ist bald ausgeheilt mit Salzwasser und 'nem Talglappen. Aber

da kuriere einer, wenn die ganze Klinge zwischen den Rippen verschwindet, und dergleichen dulde ich nicht, das wiederhole ich. Zu eurem König habt ihr mich erwählt, und euer König bleibe ich bis zum letzten Augenblick, oder ihr mögt alle zur Hölle fahren, und ich selber reite meines Weges.“

„Wer erlebte je, daß um solche Kleinigkeiten zwei gesunde Burschen kopfüber gesendet wurden und eine Woche vergeht, bevor sie ihre Glieder wieder ordentlich rühren können,“ meinte der andere bereits versöhnlicher unter dem Beifallslachen der Genossen.

„Das klingt schon anders,“ versetzte King Bob leichtfertig, „es hätte euch auch ein paar Rippen kosten können, ihr mögt also noch euer Glück preisen. Caramba! Trotzdem will ich euch 'ne Einreibung geben, die kuriert euch in einem Tag und 'nem halben,“ und er kehrte in seine Laube zurück. Dort öffnete er einen wohlverschürzten Ballen, und demselben eine Korbflasche entnehmend, trat er wieder ins Freie heraus. „Kommt hierher alle,“ rief er über das Feuer hin, „bringt eure Blechtassen zu 'nem Schluck für jeden. Die beiden Rowdies zuerst, um sich das Fell einzubalsamieren. Ihr anderen könnt's halten, wie ihr wollt.“

Kurzes Gewirre folgte. Jeder empfing ein Maßchen Whisky, das unter tollen Scherzreden hinuntergespült wurde. King Bob warf sich unterhalb des Laubdaches auf sein Lager, und alsbald glimmte die Zigarette zwischen seinen Zähnen. Gleichmütig, als hätte es sich nur um eine Kurzweil gehandelt gehabt, beobachtete er die bestaubten, zottigen Gesellen, deren eine Hälfte ans Werk ging, ihre Schlafstätten herzurichten, während die andere Pferde herbeiholte und sich rüstete, die oben bei der Herde weilenden Wachen abzulösen.

„Das war er selber,“ brach Frau Hickup das Schweigen,

sobald unten sich die Gemüther zu beruhigen begannen. „Sie sahen ihn, mein junger Mann, ein Bursche, wie er nicht stattlicher und kraftvoller von unserem Herrgott auf die Erde entsendet wurde, um sogar unter den verrückten Mexikanern militärische Ordnung und Disziplin zu verbreiten, behauptete ich.“

Bertrand, noch immer unter dem vollen Eindruck des Erlebten, antwortete nicht. Wohl gestand er sich, daß man lange hätte suchen können, um einen zweiten zu entdecken, der, wie King Bob, alle Eigenschaften eines auch äußerlich bevorzugten jungen Centauren in sich vereinigte; allein sein Bild verzerrte sich ebenso schnell, wie er sich geistig über das Weltmeer in das Heimatland zurückversetzte, liebe, freundliche Gestalten ihn grüßten, ihn gewissermaßen an die ihm zugefallene schwere Aufgabe mahnten.

Als hätte Mutter Hicup an seine Betrachtungen anknüpfen wollen, bemerkte sie unzufrieden: „Und dieser King Bob, von dem auserwählt zu werden der Tochter eines Senators zur Ehre gereichte, dieser querköpfige Taugenichts, wie konnte der nur darauf verfallen, mit einem Squattermädchen anzubändeln, um obenein von deren Vater schnöde abgewiesen zu werden? Bei Gingo! Ein hübsches kerniges Ding ist die Bell allerdings, allein ich mein', der Bob sei doch zu etwas Höherem bestimmt —“

Aus dem Thal tönte der Galopp eines scharf getriebenen Pferdes zu ihnen herauf.

„Es erscheint jemand, uns anzumelden,“ erklärte Mutter Hicup gelassen, „da wär's überflüssig, länger hier oben zu verweilen,“ und sich erhebend, schritt sie Bertrand voraus auf dem Uferrand einer Stelle zu, wo der niedergespülte Abhang ihnen das Hinuntersteigen ermöglichte.

Auch im Lager waren alle auf das Geräusch aufmerksam geworden. Mit reger Spannung sah man der Au-

kunft des Reiters entgegen. Die meisten griffen zu den Waffen, um gerüstet zu sein, im Falle von räuberischen Eingeborenen ein Auseinanderjagen der Herde geplant wurde. Nur King Bob, der wieder ins Freie hinausgetreten war, bewahrte seine zuversichtliche Ruhe. Erst als ein schwarzbärtiger bräunlicher Vaquero in den Schein des Feuers sprengte, dort sein anscheinend nur aus Sehnen, Muskeln und Knochen bestehendes Pferd mit heftigem Zügeldruck anhielt, blickte er erregter unter den gerunzelten Brauen hervor.

„Hallo, José!“ rief er dem Eintreffenden zu, dessen schlanker Körperbau an den seines Mustangs erinnerte, „ist der Teufel los bei euch da unten, daß du's so eilig hast?“

„Caramba! Der Teufel nicht,“ lautete die trotzige Antwort, „aber zwei Fremde, die der Teufel besser schon vor Stunden geholt hätte. Mitten in die Herde fuhren sie mit ihrer Karrete hinein und verursachten eine Stampede, als wäre ein Rudel Wölfe eingebrochen. Die Tiere haben sich jetzt noch nicht ganz beruhigt.“

„Waret ihr nicht Mannes genug, sie zur Hölle zu senden?“ fragte King Bob gleichmütig. „Brauchtet ihr doch nur ihre Gäule zu wenden und ihnen auf 'ne halbe Legua Weges Peitschen und Lasso's mit 'nem gehörigen Nachdruck auf den Rücken zu legen. Traf der eine oder der andere Hieb die Reisenden, war's kein Unglück.“

„Das wäre sicher geschehen, aber da saß ein Frauenzimmer auf dem Wagen und erkundigte sich nach dem King Bob.“

„Ein Frauenzimmer?“ fragte dieser bestürzt, denn er gedachte Bells und der ihr erteilten Ratschläge. „Wie sah es aus? Sag's schnell und sinne nicht lange. Ein junges hübsches Ding, vermute ich.“

„In der Dunkelheit mag der Henker ein hübsches

Mädchen herauserkennen; aber alt genug war's, um deine Großmutter zu sein, das hörte man aus der Stimme heraus, und unverzagt und großmüthig genug, um's im Finstern nicht von einem handfesten Dragoner zu unterscheiden."

"Wo blieben sie?"

"Hierher schickten wir sie. Wagen und Gäule behielten wir als Pfand zurück. Brachen sie nicht das Gevieck in 'ner Regenfurche, hätten sie längst hier sein müssen."

"Ist sonst alles in Ordnung bei euch?"

"In Ordnung so weit, daß wir uns die Nacht um die Ohren schlagen müssen. Der Schrecken will nicht heraus aus dem verdamnten Viehzeug."

"So reite dahin, wo du nötiger bist, als hier."

Der Mexikaner warf sein Pferd herum, und bald darauf verhallte dessen Hufschlag in der Ferne.

King Bob sah nachdenklich ins Feuer. Beunruhigte es ihn nicht, so befremdete ihn doch, daß ein weibliches Wesen, um sich mit ihm in Verbindung zu setzen, seinen Weg so weit auf die Prairie heraus gefunden hatte. In seinen Betrachtungen störten ihn die Hirten. Mit den Blicken der Richtung ihrer Bewegung folgend, wurde er zweier Gestalten ansichtig, die, am Fuße des schroffen Uferabhanges hinschreitend, zum Teil noch von dem Schatten einzelner höheren Sträucher bedeckt wurden. Sobald sie aber ins Freie traten, wo die volle Beleuchtung des Feuers sie überströmte, war es, als ob er zu Stein erstarrt sei. Namenloses Erstaunen prägte sich in seinem Gesicht aus. Er schien die Wirklichkeit nicht fassen zu können. Erst als Frau Hickup, auf dem Kopf einen zerknitterten grauen Filzhut, auf der Schulter die Büchse, um die Hüften den Ledergurt mit Revolver und Messer, an einem breiten Trageriemen Pulverhorn und Kugel-

tasche, bis auf einige Schritte vor ihm eingetroffen war, rief er schallend aus:

„Verdammt meine Augen, wenn das der alte Hausdrache nicht selber ist! Bei Gott! das muß ein böser Wind gewesen sein, der dich hierher wehte!“

„Ja, ich selber, Bob, oder King Bob, wie die Leute hier herum dich heißen,“ bestätigte Mutter Hicup ausgeräumt. „Ob ein guter Wind mich hierher segte, oder einer von der schlechtesten Sorte, bei Gingo! wenn ich nur leibhaftig da bin, um dir 'nen schönen Gruß von deinem Vater zu bestellen.“

Und mit einer gewissen Herablassung streckte sie ihm die Hand entgegen.

Siebentes Kapitel.

Nach dieser Begrüßung sah King Bob durchdringend in der alten Freundin lachende Augen, bevor er ihre Hand zögernd nahm, dann aber kräftig schüttelte.

„Obwohl du von jemand abgeschickt wurdest, mich hinterlistigerweise nach Hause zu schaffen, soll dein gutes altes Korporalsgesicht mir doch herzlich willkommen sein,“ sprach er dabei übermütig; „wähst du aber, daß es dir glückt, mich auch nur einen Schritt weit von hier fortzulocken, so überschätze ich bisher deine Schlaueit. Und erschiene dein selbiger Knochhindown selber mit 'ner vier-spännigen Fuhr Subordination und Disziplin, um dir beizustehen, so müßte er unverrichteter Sache in seine himmlische Heimat zurückkehren.“

Triumphierend wendete Mutter Hicup sich mit den Worten an Bertrand: „Wie ich's voraussetzte, bei Gingo! Immer noch der alte Taugenichts: unverschämt, großmäulig und gottesfürchtig —“

„Bis auf die Disziplin,“ warf King Bob, seiner wirklichen Gutmütigkeit nachgebend, ergötzt ein.

„Richtig, Junge, und wenn nicht mehr, so verstehst du wenigstens, unter deinen Rowdies der Disziplin ihr Recht zu verschaffen, und das beobachtete ich von da oben herunter. Nebenbei wäre dein ehrenwerter Vater der letzte gewesen, mir noch einen besonderen Auftrag an dich zu erteilen. Aber hier ist der Herr Bertrand, der kam von weit her, um dich ausfindig zu machen, ihm zuliebe versuchte ich's noch einmal mit dem Prairieleben, und bei Gingo! die alten Knochen bewährten sich ja noch so ziemlich.“

Den ruhigen Gruß Bertrands beantwortete King Bob mit einem flüchtigen Neigen des Hauptes. Dann betrachtete er ihn mißtrauisch, als hätte er die ihn beherrschenden Regungen aus seinen Zügen herauslesen wollen.

„Mich suchten Sie?“ fragte er achselzuckend. „Und von weit her kommen Sie? Vermutlich von der anderen Seite des Ozeans, wo ich geboren sein soll. Ist das wirklich der Fall, und da drüben kümmert sich noch jemand um mich oder wünscht gar meine Bekanntschaft zu machen, so möchte ich Ihnen in aller Freundschaft raten, Ihre Vorschläge für sich zu behalten. Im übrigen soll Ihnen sowohl, wie der Mutter Knochindown Gastfreundschaft erwiesen werden, so weit unsere Mittel reichen.“

„Deren bedürften wir nicht,“ versetzte Bertrand, durch die formlose Begegnung verletzt, ablehnend, „wären wir im Besitz unseres Fuhrwerks geblieben —“

„Zum Henker, Mann, wer hieß Sie unsere Herden scheuchen?“ fiel King Bob ein. „Seien Sie indessen unbesorgt; bevor die nächste Sonne lange über die Prairie schien, ist Ihr Wagen zur Hand mit allem, was drum und dran hängt.“

„Was ich bisher nicht bezweifelte,“ erwiderte Bertrand

etwas wärmer. „Liegt Ihnen aber nicht daran, aus Ihrer ursprünglichen Heimat zu hören, so kann mich das nicht hindern, der mir erteilten Aufträge mich zu entledigen.“

„Das lass' ich gelten, vorausgesetzt, Sie gehen mit Ihren Neuigkeiten nicht über das Maß einer munteren Plauderei hinaus,“ erklärte King Bob nachlässig. Und lauter zu den das Feuer umlagernden Hirten: „Hallo, Boys! Hier sind zwei ehrenwerte Gäste, die verpflegt sein wollen. Wer so weit über die Ebene kam, ist nicht verzärtelt und nimmt vorlieb mit dem, was vorhanden.“

Nachdem er darauf zwei Decken vor dem Feuer ausgebreitet hatte, lud er die beiden Reisenden ein, sich niederzulassen.

Während Mutter Hickup nichts Auffälliges darin fand, daß der überseeischen Heimat King Bobs so ernst gedacht wurde, hatte Bertrand den jungen Hünen fortgesetzt aufmerksam beobachtet. Befremdete ihn kaum, daß er des alten King mit ausgeprägter Teilnahelosigkeit dachte, so neigte er andererseits zu dem durch seine Andeutungen begründeten Verdacht hin, daß er dennoch über seine Herkunft unterrichtet sei.

Bevor er diese Betrachtungen weiterspinn, hob King Bob zu Mutter Hickup gewendet an: „Wenn jemand seinen Weg, und wäre er mit brennendem Pech und Schwefel gepflastert, überallhin zu finden weiß, so bist du es. Um aber auf den Ebenen jemand auszufundschaften, der mit seinen Herden bald hier, bald dort weilt, bedarf es schon eines verdammt schlauen Pfadfinders.“

„Richtig, Bob,“ bestätigte Mutter Hickup arglos, „aber gesunder Menschenverstand ist oft mehr wert, als zwei Dutzend der feinsten Führer. Das sagte schon mein seliger Knochhindow, als an dich überhaupt noch nicht gedacht wurde. Da war nämlich der Brief, in welchem du von deinem Schatz schriebst. Es gehörte also gerade nicht

viel Scharfsinn dazu, um herauszurechnen, daß beim alten Howitt oder seiner Tochter Bell am sichersten Auskunft über dich zu erlangen sei —“

„Dort warst du samt deinem Gefährten?“ fuhr King Bob sie grimmig an.

„Natürlich, Bob, und wir fanden in den Howitts recht umgängliche Leute. Wenn aber der alte Daniel, sobald er deinen Namen hörte, sein Gesicht verzog, als hätte er statt eines Schluckes Brandy ein Gläschen Scheidewasser über die Zähne gespült, so war seine Tochter um so mittheilbarer, das heißt hinter dem Rücken des queren Alten. Die beschrieb mir nicht nur umständlich den Weg auf hier, sondern gab mir auch 'nen Kompaß, den du selber für sie mit 'nem Merkmal versehen hattest — hier ist er —“

„Hölle und Verdammnis! Den vertraute sie dir an, trotzdem ich ihr gebot, ihn als ein Heiligtum zu betrachten und nie aus den Händen zu geben?“ fuhr King Bob, seiner alten Freundin das unscheinbare Instrument entziehend, heftig auf.

„Immer sanft, mein Jüngelchen,“ erwiderte Mutter Hickup kaltblütig, und den Tabaksbeutel hervorziehend, schickte sie sich an, ihre Pfeife zu füllen, „denn mich erschreckst du noch lange nicht. Und mit Wildheit hat mancher in fünf Minuten mehr verdorben, als zehn Sanftmütige in fünf Wochen wieder ausslickten konnten. Außerdem möchte es uns aber schwer geworden sein, ohne viele Umwege zu dir zu gelangen.“

„Sonst nichts?“

„Nur noch die besten Grüße soll ich dir bestellen, das raunte das arme Ding mir heinlich zu, und in seinem Namen beschwören, es baute so fest auf dich, wie auf das heilige Evangelium.“

King Bob seufzte tief auf. „Schon allein um des

Grüßes willen solltest du eine gute Aufnahme finden," sprach er eigentümlich weich. „Steck auch weiter nichts dahinter, so hast du sie wenigstens kennen gelernt, wirst daher in der Ordnung finden, daß ich nicht von ihr lasse, und böten sie mir auf der anderen Seite des Weltmeeres ein Königreich.“ Ein funkelnder Blick aus seinen großen Augen traf Bertrand.

„Aber der quere alte Squatter, als ich begütigend auf ihn einredete, schwor er sich in grausamer Weise, dich lieber gehangen zu sehen, als in dir ein Mitglied seiner Familie zu begrüßen.“

King Bob lachte grimmig auf. „Auch ich schwor mich," erwiderte er zähneknirschend, „und da soll sich erst ausweisen, wer von uns einen falschen Eid leistete. Doch davon will ich nichts mehr hören. Erzähle mir lieber, wie es Independence ergeht und deinem alten Kunstschlosser. Besaß er nie viel Härlichkeit für mich, so mag ich's verschuldet haben," und ein Ausdruck unheimlichen Hohnes trat auf seine Züge, „aber nimmermehr werde ich vergessen, daß ich ihn so lange Vater nannte, und er seinen Sohn in gutem Brot erhielt.“

„Independence schickt dir ebenfalls die besten Grüße, und zehnmal hätte sie heiraten können, aber sie will nicht," nahm Mutter Hickup wieder das Wort, und verstohlen fandte sie dem jungen Hünen einen Blick bitteren Vorwurfs zu. „Was aber deinen Vater anbetrifft, bei Gingo! der sitzt nach wie vor bei seiner Schlosserei, und die Dollars rieseln nur so in seine Tasche, wie die Tropfen aus 'ner ledern Dachrinne bei 'nem mäßigen Regenguß. Kämeß du zu ihm als ein reuiger Sohn —“

„Zum Satan mit deiner Weisheit, alter Drache! Bei mir giebt's nichts zu bereuen, und denjenigen gefunden jungen Burschen möcht' ich kennen lernen, der, sofern er eine herzhaftige Natur besäße, nicht mancherlei auf dem

Kerbholz hätte. Und gar heimkehren? Ich, der ich nicht nur als König angeschrien werde, sondern auch ein Leben führe wie ein König? Hast du also noch irgend welche Vorspiegelungen im Hintergrunde, so erspare alles für jemand, der empfänglicher dafür ist; denn ich für meine Person verweigere alles im voraus, um das du mich angehen könntest."

Solange er unbeachtet blieb, hatte Bertrand keinen Blick von dem trotzigen Vaquero gewendet. Wohl begriff er, daß der ihm innewohnende Starrsinn unbeugsam, seine Liebe zu Bell Howitt sogar den Regungen eines Jaguars ähnlich, der in blinder Todesverachtung seine Partnerin verteidigt, und doch fühlte er sich verpflichtet, nicht von ihm zu scheiden, ohne wenigstens den Versuch gewagt zu haben, ihn zur Gesittung zurückzuführen und für das vorzubereiten, wozu jene Wolfrade Ede ihn, von heiligem Willen durchdrungen, auserkoren hatte. Wie und wann er sein peinliches Werk zu beginnen habe, ahnte er nicht, hoffte aber, während seines Aufenthaltes unter den Vaqueros Bobs Vertrauen hinlänglich zu gewinnen, um ihn wenigstens zugänglich für seine Enthüllungen zu machen. Willkommen war ihm daher, daß King Bob dem Gespräch plötzlich eine andere Wendung gab, indem er finster bemerkte:

"Es ist nicht unmöglich, daß Bell Ursache findet, sich zu mir zu flüchten. Wie aber soll sie den Weg, nachdem sie den Kompaß aus den Händen gab, über die pfadlose Prairie finden? Das hätte sie bedenken und dich lieber sechs Monate in der Wildnis umherirren lassen sollen."

"Womit mir wenig gebient gewesen wäre," erklärte Frau Hickup, „aber auch dir und dem Daniel Howitt samt seinem Mädchen, behaupte ich. Danken werdet ihr es mir dagegen wie meinem Kameraden Bertrand, daß

wir dir eine Botschaft zutragen, die zu übernehmen das Ding, die Bell, ungeachtet ihres mannhaften Willens, weder Zeit noch Gelegenheit gefunden hätte. Denn da oben hat sich seit deiner Anwesenheit vieles geändert, das soll ich dir ausdrücklich von dem Mädchen bestellen, und das sah nicht aus, wie eine, die sich kein Gewissen daraus macht, ehrliche Leute auf eine Wildgänsejagd zu schicken. Der junge Mann hier ist aber ein lebendiger Zeuge dafür, daß nicht viele Tage vergehen, bevor da oben Rüsse geschüttelt werden, die aus gutem weichen Blei in Formen gegossen, wie mein seliger Knochindown es nannte —“

„Zum Henker mit deinem seligen Knochindown,“ unterbrach King Bob ihren Redefluß polternd, „schwebt Unheil in der Luft, so schreie es klar herunter von deinem Gewissen, anstatt Umwege zu beschreiben, wie ein verirrtcs Kind im ersten Schnee.“

„Da rede einer, wenn ihm um jede Kleinigkeit unversehens das Garn abgeschnitten wird,“ fuhr die Alte unbeirrt, jedoch in einer Anwandlung von Mergel fort. „Auch erlebte ich noch nie, daß ein vernünftiger Mensch seine Erzählung am Ende anfing und sich rückwärts durcharbeitete, behaupte ich. Also Geduld, mein Jüngelchen, und sperr deine Ohren auf, oder wir werden bis morgen früh nicht fertig. — Also: Eine Stunde Weges betrug es noch bis zur Farm des alten Daniel Howitt, und gemächlich trotteten die Mähren auf dem ebenen Prairierande einher. Seitwärts von uns erstreckte sich das Thal des Smoky-Hill-Fork, so daß wir die Augen nur rechts zu nehmen brauchten, um es weit aufwärts und abwärts zu überblicken. Es war um die Mittagszeit, und schon längst hatten wir mehrere schwache Rauchsäulen beobachtet, die unstreitig von Kochfeuern herrührten. Verwunderlich war mir das von Anbeginn; als wir aber gegenüber eintrafen,

da hatten wir 'ne freie Aussicht auf ein richtiges Feldlager, in dem mindestens anderthalb Duzend Männer umherlungerten oder sich vor den Feuern zu schaffen machten. Auch ein einzelnes Zelt stand da, und Pferde weideten in der Nachbarschaft. Aber die Männer — bei Gingo! — das war eine Sorte, so viel wir zu unterscheiden vermochten, von denen mein seliger Knochendown behauptet hätte, daß sie keinen Schuß Pulver wert seien und daher einige Fouragierleinen für den kleinen Dienst genügt hätten. Ich sprach eben meine Meinung darüber aus, daß die Bande wohl zu den Dienstleuten der Sklavenmänner gehöre, als einer der wüßten Gesellen ein Pferd herbeiholte und sattelte. Bevor der Lump aufstieg, trat ein Mann in breitem Strohhut zu ihm heran. Auch war er gekleidet wie jemand, der vertrauter mit staubigem Straßenpflaster, als mit rechtschaffenem Prairieboden. Nur wenige Worte redeten sie mitsammen. Dann trieb der Reiter sein Pferd an und hielt 'ne Richtung, die ihn zu uns führen mußte. Obwohl ich ihm keinen hinterlistigen Angriff zutraute, machten wir uns doch schußfertig; denn Vorsicht ist besser, als zu spät eine Faust aufs Auge. Wir gaben uns indessen das Ansehen, den Strolch nicht zu bemerken, achteten auch nicht auf seinen Ruf, als er nähertrabte und uns aufforderte, anzuhalten. Endlich traf er neben uns ein, bei Gingo! — ein Kerl, den man nur aufzuspießen brauchte, um ihn in die feinste Vogelscheuche umzuwandeln, die je ein reifes Gerstenfeld gegen das Auspicken der Körner schützte, und dazu ein ganzes Arsenal von Waffen auf seinem rucklosen Körper.

„Straf mich Gott,“ rief er uns mit frechem Lachen zu, „wenn ich nicht eher des Teufels Großmutter unter dem Linnendach vermutet hätte, als 'ne Lady aus den Staaten!“

„Aber eine Lady, die es versteht, einem rohen Ge-

sellen das ungewaschene Maul zu stopfen, sofern er es an dem gebührenden Anstande fehlen läßt," antwortete ich stolz, und zum Beweise meines kalten Blutes pinselte ich mit der Peitschenschnur die Bremsen vom Rücken der Gäule."

Der Strolch begann sich eine Weile, lachte abermals häßlich auf und meinte: „Des Henkers will ich sein, wenn Ihre Rede mir nicht besser gefällt, als das Gewinsel des hübschesten Mädchens, das sich beim Anblick eines ehrenwerten Prairiereisenden entfetzt.“

„Des Henkers werden Sie früh genug sein, und dann ist das Winseln an Ihnen," gab ich zurück.

„Das hindert nicht, ein kleines Handelsgeschäft mit Ihnen abzuwickeln, wenn Sie doch einmal der Vormann sind. Da betrachte ich den Gaul da neben dem Handpferd und mein', es sei zu schade, um wie 'n gemeiner Zugochse vor den Wagen gespannt zu werden. Daher schlage ich aus reiner Barmherzigkeit vor, mir das Vieh zu überlassen. Ich biete Ihnen dafür meinen Vollblutpony. Legen Sie noch fünfzig Dollars drauf, so gelangen Sie in den Besitz des feinsten Renners, der je an hartem Prairiegras seine Zähne stumpf feilte.“

Flüchtig sah ich auf den Schatten von ausgedörrter Mähre, die bereits ihre vier Wochen im Ranchfang gehangen zu haben schien, und erklärte dem schnstigen Wegelagerer mit aufrichtiger Verachtung: „Ein zu feines Geschäft, um viel darüber zu reden. Ich gebe Ihnen aber zu bedenken, daß Sie nur die Hand auf den Zügel des Tieres zu legen brauchen, um zu erleben, daß in der nächsten Sekunde genug Sonnenschein seinen Weg in Ihren sündhaften Rumpf hineinfindet, um ihn als Laterne aufhängen zu können.“

Dazu lachte der Unhold wieder lästerlich, mochte aber begreifen, daß mit einer Korporalswitwe nicht zu spaßen

sei. Denn er sandte einen Blick nach dem Lager hinüber, worauf er unter das Verdeck fragte:

„Da weiter keine Ansiedler in der Nachbarschaft hausen, rechne ich, ihr befindet euch auf dem Wege zum Daniel Howitt?“

„Ob Sie's nicht kümmert, sehe ich doch keinen Grund, es nicht zu bekennen: Ja, unser Besuch gilt dem ehrenwerten Howitt,“ sagte ich herausfordernd.

„Gut,“ erwiderte er, „da könnten Sie mir wenigstens einen Weg ersparen.“ Darauf zog er einen Brief aus der Tasche, und den warf er mir auf den Schoß, wozu er etwas höflicher bemerkte: „Der wurde mir von einem Gentleman übergeben, auf daß ich ihn dem Howitt einhändige, und zwar mit der Bemerkung, es würden zu seiner Zeit Leute kommen und die Antwort abholen. Es soll sehr Wichtiges drinnen stehen. Verlieren Sie ihn also nicht,“ und dabei verzerrte das Grinsen eines Alligators sein wüstes Gesicht.

„Den Brief soll er haben,“ erklärte ich nunmehr gemächlich, „und da es für Sie hier nichts weiter zu holen giebt, rat' ich Ihnen, so schnell wie möglich dahin zu reiten, wo Sie zu Hause gehören.“

Was jetzt noch folgte, waren Komplimente, die nicht nach Ladiesparlours dufteten, ihn aber bewogen, umzukehren. Ich selbst dagegen trieb unsere Tiere ebenfalls schärfer an und verkürzte uns die Zeit, indem ich mit meinem Kameraden die Angelegenheit nach allen Seiten beleuchtete.“

„Aber der Brief, alter Hausdrache, der Brief, in des Teufels Namen, was hat es mit dem auf sich, daß du so viel Staub um ihn aufwirbelst?“ fragte King Bob, der immer wieder mit seiner Ungeduld kämpfte.

„Selbstverständlich händigte ich ihn dem Daniel Howitt ein,“ versetzte Frau Hiccup, „doch erst nachdem wir mit

ihm und seiner ganzen Familie ordentlich bekannt geworden waren. Bevor der ihn aber öffnete, drehte er ihn eine Weile zwischen den Fingern, als wär's ein falscher Dollar gewesen. Dann gab er ihn an meinen Freund hier, wobei er mürrisch eingestand:

„Mit dem Lesen von Geschriebenem geht's mir schlecht von Händen, und das beeinträchtigt das Verständniß,“ sagte er; „dankenswerth wär's daher, wollten Sie mir den Inhalt kundthun. Hab' ich doch keine Geheimnisse, die ich vor den Leuten verborgen halten müßte.“

So ungefähr sagte er, und da Herr Bertrand seinen Wunsch erfüllte, wird er dir am besten wiederholen können, was in dem Wisch drinnen stand.“

King Bob richtete die vor Spannung funkelnden Augen auf Bertrand; doch bevor er fragte, hob dieser an:

„Der Inhalt lautet etwa folgendermaßen: „Lieber Daniel Howitt! Von dem ernststen Willen durchdrungen, in Frieden und Freundschaft mit Ihnen mich auseinanderzusetzen, gebe ich Ihnen zehn Tage Zeit. Bis dahin können Sie meinen Grund und Boden bequem geräumt haben. Eine entsprechende Entschädigungssumme für Gehöft, Einfriedigungen und Ausfaat zahle ich gern, nachdem auch Sie durch freundschaftliches Entgegenkommen Ihren guten Willen bewiesen haben. Ein schneller Entschluß ist um so ratsamer, weil ich den so lange von Ihnen widerrechtlich ausgebeuteten Boden bereits an andere vergab, die ungeduldig darauf warten, den Besitz anzutreten. Ich setze voraus, Sie sind ebenso geneigt wie ich selber, Mißhelligkeiten, deren Verlauf nicht absehbar, zu vermeiden. Mit bestem Gruß. Barter.“

Eine Nachschrift war beigelegt, die wie Hohn klang,“ endigte Bertrand, in der Erinnerung noch entrüstet, „ich wüßte wenigstens nicht, wie ich es anders bezeichnen sollte, wenn es am Schluß der unzweifelhaft feindseligen Kund-

gebung heißt: „Mein Freund Margin, von aufrichtiger Teilnahme beseelt, sendet Ihnen und allen den Ihrigen, besonders aber Ihrer schönen und energischen Tochter seine herzlichsten Grüße und Wünsche.“

So lange hatten King Bobs Blicke mit einer Spannung an Bertrand's Lippen gehangen, die ihm fast den Atem raubte. Das letzte Wort der Nachschrift war indessen kaum verklungen, als er durch einen wütenden Fußtritt einen Funkenregen emporsendete. Dann, seine Erregtheit mit äußerster Gewalt unterdrückend, fragte er unheimlich ruhig: „Das alles stand in dem Brief?“

„Alles; wenn auch nicht ganz genau wörtlich, so doch dem Sinn nach,“ bestätigte Bertrand.

„Auch der Gruß an das Mädchen?“

„Keine Silbe fügte ich hinzu. Unter dem Eindruck des Ungehörigen mußte er sich meinem Gedächtnis um so fester einprägen.“

„So segne ich die Stunde, in der Sie beide beim Daniel Howitt vorsprachen, und tausendfach das kluge Mädchen, das Ihnen die Mittel an die Hand gab, mich aufzufinden. Jetzt sagen Sie: Wie lange blieben Sie dort, und wie lange waren Sie unterwegs?“

„Nur einen Tag rasteten wir, dann folgten drei und ein halber Tag scharfen Fahrens,“ antwortete Mutter Hiccup mit einem Blick zärtlicher Bewunderung auf ihren Liebling.

„Gut,“ versetzte dieser, „so ist es noch nicht zu spät. Soll Howitt samt den Seinigen nicht einer verruchten Raubbande zum Opfer fallen und mit dem nackten Leben auf die Prairie hinausflüchten, so müssen wir einschreiten. Dieser schurkische Baxter und sein verbrecherischer Genosse Margin! Verdamm't! Ich lernte beide kennen, und schon damals suchte es mir in den Armen, daß ich sie von den Sätteln hätte herunterreißen und zertreten mögen. Doch

wir begegnen uns vielleicht noch; dann aber wollen wir erproben, auf wessen Seite das Recht liegt, ob auf ihrer, die da einen hart arbeitenden rechtschaffenen Ansiedler um des schwarzen Sklavenviehs willen fürs Verderben bestimmten, oder auf der Howitts, der bereit ist, die Früchte vieljährigen schweren Schaffens nachdrücklich zu verteidigen."

„Und hinter regelrechten Palissaden oberlein," fügte die tapfere Korporalswitwe entschlossen hinzu, „und die sah ich mit meinen leiblichen Augen, und mit meinen leiblichen Ohren hörte ich, wie der Daniel Howitt sich verschwor, lieber mit allen den Seinigen sich unter den brennenden Balken seines Hauses zu begraben, als gutwillig einen Verrat zu dulden, wie er nicht schwärzer und niederträchtiger von den südstaatlichen Senatoren erfonnen und von einem gewissenlosen Präsidenten gutgeheißen werden konnte."

Zinster starrte King Bob vor sich in die Flammen. Den Ausbruch der kriegerischen Begeisterung seiner alten Freundin schien er nicht gehört oder beachtet zu haben. Aber in seinem Inneren wogte es feindselig. In dem heftig geröteten Gesicht prägte sich aus, wie er die verhassten Feinde sich vergegenwärtigte, vor ihm im Staube sich wälzend, händeringend um ihr fluchbelastetes Leben flehend, um dann unter seinen eisernen Häuten zu verenden. Mit heimlicher Ehen überwachte Bertrand ihn. Meinte er in dem einen Augenblick, nie einen Mann gesehen zu haben, der mehr die Urkraft eines Nacken verbildlichte, der neben der zwar verwitterten und bestaubten, jedoch bestechenden äußeren Erscheinung gewisse Regungen der Ritterlichkeit durchblicken ließ, so zitterte er gleich darauf wieder bei dem Gedanken, ihn, vielleicht notdürftig mit den Farben höherer Gefittung übertüncht, in die ihm geöffnete Stellung eintreten zu sehen. Seinen Ideengang

förderte King Bob, indem er plötzlich wiederum mit einer wilden Verwünschung die flackernden Feuerbrände durcheinander stieß. Damit schien indessen seine volle Kaltblütigkeit zurückgekehrt zu sein, denn frostig klang seine Stimme, indem er anhub:

„Ich will dem Daniel Howitt beweisen, daß seine bösen Reden mich nicht abhalten, ihm meinen Kopf und meine Arme — ja, mein bestes Herzblut zu Diensten zu stellen. Ich will redlich versuchen, seine gute Meinung zu gewinnen. Ist aber auch das vergeblich, dann sollen Himmel und Hölle mir nicht wehren, mit List oder Gewalt mir das anzueignen, was zu mir gehört.“

Weber Bertrand noch Frau Sidup antworteten. Wie eine Erleichterung erschien ihnen, als ein junger Vaquero auf einer Blechschüssel und in einer ruffigen Kanne die zubereiteten Speisen herbeitrug und vor ihnen auf dem Rasen ordnete. Gleich darauf erhob King Bob sich, um ein Fläschchen Brantwein herbeizuholen. Zuvorkommend lud er seine Gäste zum Essen ein. Aus Höflichkeit theilte er sich an dem Mahl. Alles Vorhergegangene hatte er gewissermaßen aus seinem Gedächtnis gestrichen. Scharfsinnig herausführend, daß Bertrands Stimmung wenig geeignet zu einer heiteren Unterhaltung, vertiefte er sich mit seiner alten Freundin in ein Gespräch über vergangene Zeiten. Dabei gelangten die Eigentümlichkeiten beider zur vollsten Geltung. Bald auf der einen, bald auf der anderen Seite riefen sie herzliches Lachen hervor. In der Werkstätte des alten Kunstschlossers hätten sie nicht sorgloser miteinander verkehren können, als hier in der unbegrenzten nächtlichen Wildnis.

Achtes Kapitel.

Während des Mahls hatten zwei Vaqueros das Lager für die Gäste bereitet. Mutter Sidup war King Bobs

Laube eingeräumt worden, wogegen man für diesen und Bertrand im Freien mehrere Decken nebeneinander und übereinander ordnete.

„Sitzen wir länger hier, wird's überhaupt nichts mehr mit dem Schlaf,“ meinte Ring Bob, indem er sich erhob. „Dein Bett ist gemacht und wartet auf dich,“ bedeutete er Mutter Hicup. „Auch Herr Bertrand und ich sind der Ruhe bedürftig, und so wünsche ich dir eine sanft zu schlafende Nacht, so viel noch davon übrig ist.“

Bereitwillig verfügte die Alte sich in die Laube.

„Ich hätte bis zum hellen Morgen vor dem Feuer gefessen und meine Zeit abgegrübelt,“ begann Ring Bob, nachdem er sich neben Bertrand ausgestreckt hatte, „allein da Sie voraussichtlich länger mein Gast sind, war mir daran gelegen, vor allen Dingen mit Ihnen mich gehörig auszusprechen. Es schwindet dadurch die Gefahr, daß wir uns gegenseitig mit Argwohn betrachten. Sie sind zwar älter als ich und gelehrter obenein; wissen wir aber erst, woran wir miteinander sind, so stört uns nichts, als gute Freunde zusammenzuhalten.“

Er sann eine Weile nach und sprach leichten Tones weiter:

„Nicht ohne Bedacht schickte ich die Alte fort; denn bei aller Gutherzigkeit ist sie geschwätzig, und was noch ärger, neugierig, wie Mutter Eva, als sie in den Apfel biß. Und was wir beide reden, ist nichts für ihre Ohren, oder sie schreit es beim ersten Wiedersehen schon auf zehn Pferdellängen dem alten Ring in die Ohren. Ich hätte nur halb so gerieben zu sein brauchen, wie der quere alte Drache von mir voraussetzt, um bei Ihrem ersten Anblick und der Mitteilung, daß Sie von Europa herüberkamen, nicht sofort zu argwöhnen, daß Sie auf dem Wege sind, den Sohn eines gewissen Felix v. Bardelstein auszukundschaften.“

„Woher wissen Sie das? Wer verriet es Ihnen?“

fragte Bertrand erstaunt, obgleich er nur die Bestätigung einer lebhafteren Ahnung vernahm. „Erklärte Ihr väterlicher Freund doch ausdrücklich, daß dieser Umstand Ihnen wie allen anderen Menschen verborgen geblieben sei.“

„Keiner verriet mir, was ich heimlich erforschte,“ entgegnete King Bob spöttisch. „Der alte King hatte es sicher sehr gut mit mir im Sinne, und ich bin ihm dankbar für die große Nachsicht mit einem Burschen, der ihm durch Auffsässigkeit und den unbefiegbaren Gang zu einem wilden, unabhängigen Leben viel Aerger bereitete. Dagegen fühlte ich schon frühzeitig heraus, daß er nicht die Liebe zu mir besaß, wie sie sonst Väter sogar ihren ungeratenen Söhnen gegenüber an den Tag legen. Daraus bildete sich allmählich der Verdacht, daß er in der That nicht mein Vater sei und besondere Gründe habe, mich über meine Herkunft im Dunklen zu erhalten. Nachdem dieser Argwohn einmal Wurzeln geschlagen hatte, gönnte er mir keine Ruhe mehr, weder bei Tag noch bei Nacht, und das trug nicht wenig dazu bei, daß ich unter verwegenen Gesinnungsgeossen mich zufriedener fühlte, als unter dem heimatlichen Dach. Denn da brauchte ich mich nur zu zeigen, um mit Vorwürfen über meine Verwahrlosung — und verwahrlost war ich von jeher — überschüttet zu werden. Unter solchen Verhältnissen mußte allmählich der Plan reifen, auf die eine oder die andere Art mir Klarheit über mein Herkommen zu verschaffen, und den führte ich schließlich bei der ersten günstigen Gelegenheit aus. Wie ich es anstellte, Einsicht in die Papiere meines Pflegevaters zu gewinnen, ist Nebensache. Es wird Ihnen genügen, zu hören, daß ich einige Dokumente entdeckte, die sich auf einen Felix v. Pardelstein bezogen. Denen angeschlossen waren die eines gewissen Thomas King, also meines Pflegevaters. Dann fielen mir der Geburtschein und andere beglaubigte Papiere in die Hände, welche die

Persönlichkeit eines jetzt vor etwa fünfundzwanzig Jahren geborenen Lothar v. Bardelstein feststellten. Damit waren alle Räthsel gelöst. Sogar bei weniger Vernunft, als ich besaß, hätten für mich die letzten Zweifel schwinden müssen, daß ich selber jener Lothar v. Bardelstein, mithin ein hochgeborener Edelmann sei. Ob mein wirklicher Vater noch lebte, vielleicht heut noch lebt, oder wo und wie er im Falle seines Todes starb, gelang mir nicht, aus den mir zugänglichen Papieren zu ermitteln; denn um meinen Pflegevater darum zu befragen, hätte ich mich des Eingriffes in seine eigensten Geheimnisse anklagen müssen, und diese Kränkung wollte ich ihm nicht bereiten. Wohl peinigte es mich, zu erfahren, aus welchen Ursachen man mir den Namen raubte; da ich sie aber für ernst genug hielt, um der Verweigerung jeglicher Auskunft gewärtig sein zu müssen, betrachtete ich alle Versuche weiterer Nachforschungen als vergeblich und daher als überflüssig. Dagegen gelangte eine andere Regung in mir zum Durchbruch, und die blieb nicht ohne Einfluß auf mein ganzes künftiges Dasein. Zunächst faßte ich eine tiefe Abneigung gegen meinen wirklichen Vater. Ich konnte ihm nicht vergeben, werde ihm sogar im Grabe nicht verzeihen, daß er mich, seinen leiblichen Sohn, im zartesten Kindesalter fremden Händen anvertraute, ohne zugleich irgend welche Bedingungen betreffs meiner Zukunft gestellt und gesichert zu haben. Ich war zwar in gute Hände geraten; da aber der alte King unzweifelhaft im Einverständnis mit ihm gehandelt hatte, übertrug meine Abneigung sich auch auf ihn. Ich ging davon aus, daß wenn mein Vater sich seit zwanzig Jahren nicht um mich gekümmert hatte, es Kings Pflicht gewesen wäre, mich, nachdem ich heranreife, über alles aufzuklären. Ob ich Robert King heiße oder Lothar v. Bardelstein, berührt mich jetzt freilich nicht mehr, als die Ursache, weshalb unter den Tausenden von

Kindern da oben mehr schwarze als rote vertreten sind. Als King Bob lebe ich zufrieden und entbehre nichts. Glücke es mir aber erst, das Mädchen — Sie lernten es ja kennen — für mich zu erobern, anders kann ich es doch nicht bezeichnen, so tausche ich mit keinem wirklichen König. Sie gaben zu, in mir einen Pardelstein zu vermuten. Ich bestätigte Ihre Voraussetzung durch ein offenes Bekenntnis. Jetzt aber ist die Reihe an Ihnen, ebenso ehrlich und unummunden herauszusagen, was Sie eigentlich mit Ihrem Besuch bezwecken.“

„Bevor ich diese Frage beantworte, muß ich auf diejenige zurückgreifen, auf deren Veranlassung ich hier auftauchte,“ versetzte Bertrand zögernd, denn er bezweifelte nicht, daß er mit seinen Plänen unbefiegbarem Widerstand begegne. „Vorausschicke ich, daß ich vor allen Dingen das harte Urtheil über Ihren Vater wie Herrn King, Ihren Wohlthäter, gemildert wissen möchte. Ersterer verscholl vor einer langen Reihe von Jahren, wogegen Ihr Pfleger-vater sich verpflichtete, das ihm aus bestimmten, wohl-erwogenen Gründen auferlegte Schweigen über Ihre Persönlichkeit gewissenhaft zu bewahren. Das vertraute King selber mir an. Entzogen Sie sich seinem Einfluß, und weilt Ihr Vater nicht mehr unter den Lebenden, so giebt es dafür eine andere, die an dessen Stelle trat — Ihre Mutter starb in den ersten Jahren Ihrer Kindheit — und zu sühnen wünscht, was ein übelwollendes Geschick an Ihnen verbrach —“

„Und beauftragte Sie daher, mich einzufangen, wie ein verwildertes Kind, und ihr zuzuführen,“ schaltete King Bob spöttisch ein; „ohne zu ahnen, ob ich auch, wie ein Kind, mich am Strick würde leiten lassen, verfügte sie über mich, wie über einen Knecht.“

„Zene großmütige, wohlwollende Dame setzte nur voraus, daß Sie meinen Schilderungen der drüben

Ihrer harrenden glänzenden Lage nicht unzugänglich sein würden.“

„Den Schilderungen eines Berges Goldes,“ meinte King Bob wieder höhnisch, „wohl gar der Aussicht, als ein geschneigelter und gebügelter Herr v. Pardelstein vor den Leuten einherzugehen und mich von betretenen Lumpen bedienen zu lassen. Es sollte mich kaum wundern, hätte Ihre großmütige Auftraggeberin nicht auch ein Edelräulein für mich auf Lager, vergoldete Kutschen und wer weiß, was sonst noch. Doch um mich mit dergleichen zu locken, müßte ich nicht als ein Mann, der sich vor niemand zu beugen braucht, so lange Prairieluft eingeatmet haben, müßte ich nicht König einer Sorte von Gesellen sein, die ebenso verwegen wie gewandt im Dienst, und denen ich nur einen Wink zu geben brauche, um sie vor meinem Willen fliegen zu sehen, als ginge es auf Tod und Leben.“

„Ich räume ein,“ entgegnete Bertrand vorsichtig, „daß man mit den Ihnen zu erweisenden Bevorzugungen bis zur äußersten Grenze zu gehen beabsichtigt —“

„Ein weißnäsiges, hoffärtiges, klapperdürres Edelräulein mit eingerechnet?“ fragte King Bob boshaft.

„Unmöglich wäre es nicht —“

„Schon gut, schon gut, Herr Bertrand,“ unterbrach King Bob ihn geringschätzig, „denn böten Sie mir drei Duzend solcher Dinger zur Auswahl, so wögen alle miteinander für mich nicht halb so schwer, wie ein einziges Haar vom Haupte der Bell Howitt. Und gerade weil ich sie erst über die ärgsten Hindernisse hinweg erkämpfen soll, ist sie mir doppelt ans Herz gewachsen und ich ihr ebenfalls. — Verdammt! Gebrauche ich eine Frau, wähle ich sie mir selber aus; dazu bedarf es keiner guten Freunde, Bettern und Basen.“

Hier faun er, wie in Zweifel, eine Weile nach, ohne

daß Bertrand ihn in seinen Betrachtungen zu stören wagte.

Plötzlich lachte er grünnig über seine Decke hin, worauf er wieder aufhob: „Und ferner der Gedanke, meinen Lederrock mit 'ner Leibschere zu vertauschen, das weiche Flanellhemd mit einem weißleinenen, so steif obenein, daß man Pokerkarten draus schneiden könnte — Hölle und Verdammnis! Da möchten sie mich verlachen, wie einen Pavian, der in roten Hosen auf dem Seil tanzt. Nein, Herr Bertrand, geben Sie es auf mit Ihren Verführungskünsten. Denn hier bin ich ein ganzer Mann, wogegen ich drüben ein erbärmliches Institut wäre, gut genug, von jedem elenden Gassenjungen gehänselt und verspottet zu werden, um ihm hinterher die Nase einzuschlagen. Denn die Manieren, die solche auf Draht gezogenen weiblichen Junker auszeichnen, wir jetzt noch anzueignen, wär's zu spät, schämte ich mich auch. Ebensowenig mutete ich meinem Squattermädchen zu, ein so stattliches, kerniges und vornehmes Frauenzimmer, wie kein zweites auf seinen nackten Füßen über Acker und Wiesen hintrottet, in den seidenen Kleidern und dem Aufpuß einer Edelfrau — und die würde sie, ginge ich in die Falle — sich zu 'ner Vogelscheuche herabzuwürdigen. Würde man doch mit Fingern auf sie weisen, wie auf eine Unehrlische oder Verrückte, wenn sie sich nicht nach der Mode drehte und wendete und in ihrer Verlegenheit Dummheiten beginge. Bei Gott! Wie mir's Blut zu Kopfe steigt, indem ich mir dergleichen vorstelle und ausmale.“

Wunderbarerweise wuchs Bertrands Verlangen, den verwilderten, trotzigen Steppenreiter einer höheren Gesittung zuzuführen, in demselben Grade, in welchem er bei ihm Widerstand begegnete, und so begann er nach einer längeren Pause des Ueberlegens: „Es handelt sich bei Ihnen um viel, um sehr viel; um so Wichtiges, daß

mein Vorschlag wenigstens des Erwägens wert wäre. Und wer weiß, wie Sie urteilten, wenn Sie den Dingen in der Heimat persönlich gegenüberständen und sie genauer kennen lernten.“

„Die brauche ich nicht kennen zu lernen, will ich nicht kennen lernen,“ erwiderte King Bob mit rauher Entschiedenheit. „Warum sollte ich meinem jetzigen freien, unabhängigen Leben ohne jegliche Not entsagen? Einem Leben voller Genüsse und Freuden, um wie mit bösem Gewissen zwischen den hochgeborenen Verwandten mich ängstlich hindurchzuwinden? Verdammt, Herr Bertrand, das können Sie nicht von mir verlangen, und noch weniger diejenigen, von denen Sie an mich abgeschickt wurden. Kurz und gut: Ich heiße King und will ein King bleiben!“

Bertrand überlegte wieder, bevor er begütigend entgegnete: „Um späteren Selbstvorwürfen den Boden zu entziehen, wäre es vielleicht ratsam, den Stätten Ihrer frühesten Kindheit wenigstens einen kurzen Besuch abzustatten und erst nach vorausgegangenem Prüfen und gewissenhaftem Erwägen eine endgültige Entscheidung zu treffen —“

„Und mit Zweifeln belastet wieder hierher zurückzuführen,“ warf King Bob boshaft lachend ein. „Hol's der Teufel! Daraus wird nichts. Versprechen Sie mir einen Goldberg so hoch, wie der Pit von Laramie, so machten Sie mich hier nicht los. Zur Hölle mit allen Verwandtschaften, die seit mehr als zwanzig Jahren nicht nach mir fragten und jetzt plötzlich auf den Gedanken gerieten, meinen guten Frieden zu stören. Schreiben Sie ihnen, Sie hätten den Lothar v. Pardelstein gefunden, einen Steppenreiter und Viehtreiber, der in ihre Gesellschaft genau so passe, wie der lahme Esel in eine Herde wohlgenährter Ochsen; das wird sicher für alle Zeiten abkühlend wirken.“

„Entsinnen Sie sich vielleicht noch Ihrer verstorbenen Mutter?“

„Darüber nachgedacht habe ich im reiferen Alter oft genug. Es schwebt mir auch vor, daß ein freundliches Frauengesicht mit großen Augen mich betrachtete und bis zum Ersticken küßte. Ring erzählte mir, das sei meine Mutter gewesen, die frühzeitig starb. Zeigte man sie mir im Sarge, was unwahrscheinlich, so verwischte die Erinnerung daran sich vollständig.“

„Nach Rings Aussagen zählten Sie etwa vier Jahre, als Ihr Vater Sie seiner Fürsorge anvertraute. Vielleicht können Sie sein Bild sich vergegenwärtigen?“

„Auch das versuchte ich, nachdem ich hinter das Geheimnis meiner Geburt gekommen war, allein immer vergeblich. Glaubte ich wirklich einmal einen Anhalt gefunden zu haben, so wurde des Vaters Gesicht alsbald wieder von dem Rings verdrängt. Kein Wunder; denn unter Rings Pflege, der damals noch mein Alles war, lernte ich zuerst denken.“

„Sonstige Ereignisse aus jenen Tagen schweben Ihnen nicht vor?“

„Kein anderes, als die Reise übers Meer. Klar ist mir noch, daß ich vor dem vielen Wasser mich entsetzte, und der Vater — nur er konnte es gewesen sein — mich auf den Knien hielt, und ich verwundert in seine Augen sah, aus denen Thränen liefen. Ich mein' auch gehört zu haben, daß er mich Bob, seinen lieben Sohn nannte. Das mag aber auch später gewesen sein, als ich bereits unter dem Schutze Rings lebte. War es aber dennoch mein leiblicher Vater, so mußte er schon damals beschloffen haben, mich als Robert Ring durch die Welt laufen zu lassen. So verschwimmt alles in meiner Erinnerung und kann daher weiter keinen Wert haben, am wenigsten für mich selber. Ihnen vertraute ich alles an, weil Sie im

Auftrage der fernen Verwandten mich drum befragten. Machen Sie davon jeden beliebigen Gebrauch, mich soll's nicht kümmern, welchen. Nur um eines bitte ich: Treffen Sie wieder mit King zusammen, so lassen Sie ihn in dem Glauben, daß Sie es waren, der mir die Augen öffnete. Erführe er Näheres über meine Einsicht in seine Papiere, möchte es ihm nachträglich noch Ärger verursachen, und das hat der alte Mann nicht um mich verdient."

"Hier meine Hand darauf," versetzte Bertrand mit unzweideutig hervorklingender Wärme, und seine Finger knackten unter dem festen Griff der eisernen Faust, „Ihre Wünsche werde ich achten und streng berücksichtigen. Und mehr noch: Sie werden zu seiner Zeit erfahren, wie Ihr Entschluß — sollten Sie wirklich zu eng mit der Prairie verwachsen sein, um einige Monate fern von ihr zu verbringen — von Ihren Verwandten auf der anderen Seite des Weltmeeres beurteilt wird."

"Mit dem Squattermädchen und der Prairie hätten Sie sagen sollen, und Sie trafen das Richtige. Doch gleichviel, vermelden Sie drüben, was Ihnen gefällt. Hör' ich von Ihnen, daß es Ihnen selbst gut ergeht, soll es mir eine Freude sein. Mehr zu schreiben ist unnötig. Damit halte ich die ganze Angelegenheit für erledigt. Wollen Sie mir aber einen Beweis Ihrer freundschaftlichen Gefinnungen bieten, dann rühren Sie nicht mehr an die Geschichte, solange Sie mein Gast sind."

"Auch nicht mit einem letzten Wort am Tage des Scheidens?" fragte Bertrand mit ernster Spannung.

"Zum Henker denn: ja, wenn Ihnen so viel daran liegt," polterte King Bob mit erwachender Wildheit, und sich auf die andere Seite werfend, zog er die Decke über sich hin. Bald darauf verrieten die tiefen Atemzüge, daß die vorhergegangene Erregung keinen Einfluß auf seinen gesunden Schlaf ausübte.

Bertraud lag noch lange wachend. Die Ergebnisse seiner Nachforschungen wollten ihn nicht zur Ruhe kommen lassen. Hatten die wilde Entschlossenheit und das trotzig Selbstbewußtsein des an seiner Seite Schlummernden etwas Beängstigendes, so vermochte er der ihm inwohnenden eisernen Willenskraft wie den versteckten Regungen einer gewissen Ritterlichkeit seine Achtung nicht zu versagen. Er begriff, daß diese ihn zu allem Edlen treiben konnten, aber auch zu Handlungen, die, wie ein Wetterstrahl, vernichtend auf andere wie auf ihn selbst herniederfuhren.

Seine Blicke schweiften träumerisch an dem magisch erleuchteten Firmament hin. Wie liebe Freunde grüßten ihn die vertrauten Sternbilder, wie Freunde, mit denen er in der fernen Heimat so manche Stunde in nimmer veraltendem genußreichen Verkehr verbrachte. Doch nicht zu gewagten, zauberisch fesselnden Schlüssen über den Weltensbau regten sie ihn heute an, sondern zur Berggegenwärtigung seines Weilens in dem stillen Hause seiner Gönnerin. Freundliche Gestalten, geschmückt mit den Farben der Wirklichkeit, riefen sie vor sein geistiges Auge hin. Es lebten in seinen Ohren herzliche Stimmen, die ihn mit treuem Rat versahen. Auf rosigen Lippen schwebte ein süßes Geständnis, schwebten wehmutsvolle Bitten, ein inniges „Auf Wiedersehen“.

Das Feuer war niedergebrannt. Gedämpftes rötliches Licht verbreiteten die glimmenden und kohlenden Holzblöcke. Ringsherum regten sich die verwitterten Gestalten der Hirten, die zur Ablösung der Wachen sich rüsteten oder von der Herde zurückkehrten. Im Osten meldete mit salbem Schein der junge Tag sich an. Aus der Ferne drang der Gesang zweier sorglosen Vaqueros herüber, die auf ihren unermüdlichen Mustangs die gemächlich wiederläuenden Rinder umkreisten. Bis in den Schlaf hinein

vernahm er die heitere Melodie. Es kühlte seine Stirn der schwere nächtliche Tau und verscheuchte störende Träume.

Als Bertrand erwachte, hatte die Sonne sich bereits dem dampfenden Osten entwunden. Indem er sich aufrichtete, fiel sein Blick auf den Wagen, der in der Nähe des Feuers hielt. Die Pferde waren ausgespannt worden. Auf dem einen Vorderrad stand Mutter Hiccup. Hinter ihr warteten zwei bräunliche Burschen darauf, die von ihr dargereichten Gegenstände in Empfang zu nehmen. Wie das Herz des seligen Korporal Knochhimbrown wohl gelacht hätte, wäre er Zeuge der Unverfrorenheit gewesen, mit der seine hinterlassene Witwe, zu King Bobs Entzücken, sich auch hier die Oberherrschaft anmaßte und die dienstfertigen rauhen Gesellen hierhin und dorthin hefte, daß die Sohlen ihres Schuhzeugs davonzufliegen drohten.

(Fortsetzung folgt.)





Der Herr Professor.

Novellette von **Mary Wilsch**.

Mit Illustrationen von **G. Buffetti**.

(Nachdruck verboten.)

Der Professor der Mathematik, Johannes Wolfram, hatte sein Tagewerk vollbracht, war mit sich und seinen Leistungen vollkommen zufrieden und überlegte nun, wo er die Ruhe nach gethaner Arbeit am schönsten genießen könne.

Da er Junggeselle war und anregende Unterhaltung liebte, fiel das Zuhausebleiben von vornherein aus. Denn so gemütlich er sich seine drei Zimmer auch eingerichtet hatte, es machte ihm doch kein besonderes Vergnügen, allein und verlassen seine Pfeife zu dampfen oder mit seiner bejahrten Haushälterin, die er wegen ihrer verzweiflungsvoll hochgezogenen Augenbrauen mit dem klassischen Namen Niobe getauft hatte, zu schwätzen.

Da der Professor also entschlossen war, auszugehen, machte er sorgfältig Toilette. Er war in diesem Punkt ein durchaus moderner Mensch, hielt viel auf tadellosen Sitz der Kleider, achtete streng darauf, daß eine Welle seines leider schon etwas dünnen Haares auf die blasse, schön geformte Denkerstirn fiel, und daß der Schnurr-

bart die scharfen Falten des Mundes kunstgerecht bedeckte. Nicht, als ob er eitel gewesen wäre, o nein, Johannes Wolfram hielt es nur für die Pflicht eines jeden Menschen, so schön und edel als irgend möglich auszusehen, um den leider so tief gesunkenen Schönheits- und Formesinn unserer materiellen Generation auf die erhabene Höhe der alten Griechen zurückzuleiten. Daß er außer dieser dem allgemeinen Wohle dienenden Ansicht auch noch den lebhaften Wunsch empfand, dem bereits geläuterten Auge einer einzelnen Person angenehm zu erscheinen, machte er sich geflissentlich selbst nicht recht klar.

Noch ein scharfer Blick in den Spiegel, ein Ruß in die Höhe, um die männliche Gestalt zur vollen Geltung zu bringen — und Professor Wolfram war zum Ausgehen bereit. Wohin nun? Sinnend beschaute er die Decke seines Zimmers.

In den Klub? Langweilig! Immer Zeitungslesen, Skatpielen, Reden über Politik. Nein, das mochte er gerade heute nicht.

Oder in den Mathematikerverein? Nein, das noch weniger. Fachsimpeln bis zur Erschöpfung ist keine Erholung.

Also vielleicht — ein mildes Lächeln umspielte jetzt des Gelehrten Mund — vielleicht zu Fräulein Götz, wo man wenigstens sicher, ganz sicher war, mit Freude, sogar mit großer Freude empfangen zu werden.

Also abgemacht, zu Fräulein Götz.

Der Weg war weit, aber der Professor verschmähte es, die Pferdebahn zu benutzen; Gehen war gesünder, und er mit seinem leichten, elastischen Gang kam auch so schnell genug an sein Ziel.

Als er aus einem Blumenladen heraustrat — Fräulein Götz liebte die Blumen sehr, und ausnahmsweise konnte man sie ja damit beglücken — hatte er vor der

Thür eine Begegnung, die ihm in diesem Augenblick fatal war. Der Bruder seiner vor sechs Jahren verstorbenen Braut, Doktor Krüger, begrüßte ihn und machte auch richtig über den Rosenstrauß seine Glossen.

Der Professor zog das Gesicht in die Länge und senkte die Mundwinkel schmerzlich herab, aber es half ihm nichts.

„Wohin mit diesen Rosen?“ fragte der zudringliche Mensch. „Wer ist die Glückliche, deren Verstand mit dem Duft dieser Blumen umnebelt werden soll?“

„Sie irren sich,“ lehnte der Professor steif ab. „Diese Blumen sind eine kleine Aufmerksamkeit für Fräulein Göß. Wenn man so häufig in einem Hause verkehrt, muß man doch mal —“

„Göß? Ist das die Malerin?“

Professor Wolfram nickte. „Jawohl! Ein älteres Fräulein, die mit ihrer Mutter zusammenlebt.“

„Mir wurde neulich ein Fräulein Helma Göß vorgestellt, auch 'ne Malerin, aber das war ein sehr hübsches Geschöpf, kastanienbraunes Haar, schelmische Augen, graziose Figur —“

„Jawohl, jawohl,“ unterbrach der Professor, „das ist sie, aber schon stark passiert! Mir ist ihr Aussehen vollkommen gleichgültig; ich plaudere gern mit ihr, weil sie ein großes Interesse für meinen Kummer zeigt. Ich erzähle ihr von meiner verstorbenen Braut, meiner teuren Emma. Das tröstet mich und unterhält sie.“

Doktor Krüger verbiß ein Lächeln. „Das unterhält sie?“

„Ja, und mich tröstet es,“ wiederholte der Professor, düsteren Auges vor sich hin starrend.

Krüger schwieg einen Augenblick und musterte den Gelehrten etwas zweifelnd. Die Sache erschien ihm ziemlich unwahrscheinlich, und wenn sie wahr war, fand er sie mehr komisch als rührend. Diese Malerin sah gar nicht so sentimental aus.

Professor Wolfram wandte sich zum Gehen. „Ich will mich nun wieder auf den Weg machen.“

Doktor Krüger aber hielt ihn fest. „Hören Sie,“ sagte er ernsthaft, „noch ein Wort, ich rede jetzt als Arzt. Lassen Sie nun allmählich die Trauer. So etwas kann man sich schließlich auch nur einbilden. Meine verstorbene Schwester würde das nicht gutheißen. Das Glück bietet uns öfter als einmal die Hand. Man muß zugreifen, zur rechten Zeit. Später könnte Sie's mal reuen.“

„Reuen! Was soll mich denn reuen? Ich verstehe Sie nicht,“ brummte der Professor gereizt.

„Na, ich meine eben, Sie sollten sich verlieben, je schneller, desto besser. Ordentlich, kräftig verlieben, das bringt das Blut ins Rollen. Verlieben Sie sich zum Beispiel in die famose Malerin, das wäre so was für Sie.“

„Ich muß denn doch sehr bitten, daß Sie solche Scherze unterlassen,“ erwiderte der Professor steif. „Sie beleidigen damit die Dame. Die ist nicht zum Verlieben da, ist eine ernsthafte Person, ist meine verehrte Freundin. — Guten Tag, mein Lieber!“

Kühl grüßend ging er davon.

Helma Götz war allein zu Hause, als der Professor eintraf. Sie stand an der weitgeöffneten Balkonthür, hatte die Vorhänge zurückgebunden, um das Restchen Tageslicht abzufangen, und malte in hellem Eifer an einer großen Gobelinleinwand.

Die Sonne, schon halb hinter den gegenüber liegenden Häusern verschwunden, ließ rotgoldene Strahlen über die Malerin gleiten, daß sie in einem Feuermeer stand, und die harmlose rote Malkschürze wie ein phantastisches Zauber-
gewand leuchtete.

„Sie sind selbst ein Bild, so wie Sie da stehen, Fräulein Helma,“ sagte der Professor düster.



Helma lächelte und verneigte sich dankend. Sie war nicht gewöhnt, Komplimente von ihm zu hören. Dazu war er zu zerstreut oder zu gleichgültig, wenigstens ihr

gegenüber. Denn daß er für Frauenschönheit empfänglich sein, daß er tief empfinden, daß er lieben konnte wie ein Romanheld, wußte sie nur allzugut.

„Wo ist die gnädige Frau?“ fragte er nach einer kleinen Pause.

„Ausgegangen. Zu irgend einem Kaffeeklatsch eingeladen.“

„Darf ich trotzdem eine Tasse Thee bei Ihnen trinken?“

„Ach Herrjeh,“ lachte Helma ironisch, „daß mir nur nichts geschieht, so unbeschützt! Ja, Sie dürfen.“

„Ich wäre auch trostlos, wenn Sie mich wegschickten. Ihre Nähe hat auf mich eine ganz eigentümliche Wirkung.“

„Das klingt ja merkwürdig. Was für eine Wirkung wäre denn das?“ Sie stützte den Arm mit der Palette auf die Staffelei und wandte dem Professor ihr feines, regelmäßiges Gesicht mit den großen grauen Augen interessiert zu.

„Eine nervenberuhigende.“

„Ah so, eine einschläfernde, nicht wahr?“

„Aber nein, ich bitte sehr. Sie wissen wohl, wie gern ich mich mit Ihnen unterhalte. Nein, es ist eben etwas ganz eigentümlich Beruhigendes, das Ihre Nähe ausströmt, so etwas . . . etwas Mütterliches!“

Eine dunkle Röte zog sich über Helmas Gesicht. Langsam richtete sie sich auf und begann wieder zu malen. Sie sah jetzt mit den zusammengepreßten Lippen und dem bitter herabgezogenen Mund beinahe so alt aus, wie sie war, einunddreißig Jahre.

„Sie sind ja auch so gütig gegen mich, Fräulein Helma, daß ich Ihnen nicht genug dankbar sein kann,“ fuhr der Professor fort. „Dadurch, daß Sie mir erlaubt haben, mich über alles, was meine Seele bedrückt, auszusprechen, ist mein Schmerz ruhiger geworden. Wirklich, Fräulein Helma, ich bin Ihnen sehr dankbar.“

„Na, na, regen Sie sich darüber nicht auf, Herr Professor,“ sagte Helma kühl und setzte dann plötzlich hinzu: „Wie alt sind Sie denn eigentlich?“

„Ich?“

„Ja. Sie sind wohl noch sehr jung?“

„Warum denn jung? Sehe ich so aus?“

Der Professor begann seinen Schnurrbart zu streichen.

„O nein, durchaus nicht, deshalb nicht — aber sonst!“

„Ich bin . . . hm . . . siebenunddreißig Jahre.“

„Na also!“ brummte Fräulein Helma, ohne diesen ein wenig rätselhaften Worten etwas beizufügen. —

Später, als sie zusammen Abendbrot gespeist hatten und, das Theetischchen vor sich, zum Plaudern bereit beisammen saßen, lehnte sich der Professor behaglich in seinen Sessel zurück und seufzte schwer.

Helma zeigte ihre weißen Zähne in einem spöttischen Lächeln und schwieg.

Der gelehrte Herr hob darauf den Blick von seiner Zigarette, wandte ihn zur Decke und seufzte abermals.

Als Helma auch diesmal nicht reagierte, runzelte er die Stirn und blickte sie vorwurfsvoll an. Was hatte sie denn heute? Heute war's langweilig. Man spricht doch mit seinen Gästen, erkundigt sich nach ihrem Befinden, sitzt nicht da wie ein Stock.

„Heute bin ich dem Doktor Krüger begegnet,“ sagte er endlich.

„Ach, wirklich? Ein reizender Mensch!“

„Nicht wahr?“ Der Professor seufzte wieder. „Nun, sehen Sie, er ist ihr lebendiges Ebenbild.“

„Wessen Ebenbild?“

„Wessen?! Aber Fräulein Helma, was ist denn heute mit Ihnen? Sie sind ja heute so eigentümlich, so . . .“

„Jetzt etwa nicht mütterlich?“ fragte Helma mit überraschender Schärfe in der sonst so weichen Stimme.

„So wenig teilnehmend. Sie wissen nicht, wessen Ebenbild Doktor Krüger ist? Er ist doch „ihr“ Bruder.“

„Ach ja, richtig!“

„Damals war er noch Assistent. Jetzt ist er ein gesuchter Arzt.“

„Ja, es ist ja auch schon eine halbe Ewigkeit her,“ murmelte Helma und lachte.

Der Professor schaute sie groß an, dann schüttelte er bekümmert sein Haupt. Er besann sich auf ein anderes Gesprächsthema. Ernste Sachen schien man heute mit der Malerin nicht besprechen zu können. Da saß sie und lächelte. Na, also dann mochte sie lachen. Ihm konnte es recht sein. Daß sie aber in ihrem Alter noch so kindisch sein konnte!

Die beiden saßen sich noch stumm gegenüber, als Frau Göz aus ihrer Gesellschaft nach Hause kam. Sie brachte einen Strom heiterer Lebensfreude mit sich. Das noch hübsche Gesicht unter den grauen Haaren strahlte.

„Grüß Gott, Herr Professor,“ rief sie erfreut, „das ist schön, daß Sie gekommen sind. So hat doch meine Helma auch ein Vergnügen gehabt. Ich bringe eine Masse Neuigkeiten mit. Geheimrats Marie ist verlobt mit dem Hauptmann Schlieben! Was sagt ihr dazu?“

„Hat sie doch noch einen bekommen? Geangelt hat sie genug,“ warf der Professor gleichgültig hin.

Helma errötete wieder.

„Geangelt? Gar nicht!“ rief Frau Göz. „Der Antrag ist ganz unerwartet gekommen. Sie liebte den Hauptmann im stillen schon lange, aber er that gar nicht dergleichen, und Marie war vollständig resigniert. Plötzlich kommt ein reicher Vetter des Hauptmanns aus Hamburg zu Besuch, entdeckt, daß Marie, trotzdem sie nicht mehr die Jüngste ist, doch die Beste sein könnte, und äußert sich darüber zum Hauptmann. Dieser wird stuhig. Als

aber einige Wochen später der Vetter zu einem Heiratsantrag entschlossen ist, giebt der Hauptmann seinem Herzen einen Stoß, läuft hin und holt sich schleunigst bei Marie das Jawort. Der Vetter hatte ihm erst die Augen öffnen müssen.“

„Das begreife ich nicht,“ lächelte Professor Wolfram überlegen. „Wenn ich jemand gern hätte, ich wüßte es auch ohne Vetter. Nur anzusehr, wie mein Leben zeigt. Nicht wahr, Fräulein Helma?“ Ein tiefer Seufzer begleitete diese Worte.

Helma suchte gelangweilt mit den Achseln und wandte sich ab; sie blieb den ganzen Abend über sehr still und in sich gekehrt.

Als aber der Professor endlich sich entfernt hatte, legte Helma die Arme um ihre Mutter und sagte: „Schau mich doch einmal genau an, Mama! Bin ich schon eine alte Schachtel?“

„Aber Kind, warum? Wie kommst du zu der Frage?“ Frau Götz war ganz erschrocken.

„Ich wundere mich nur . . . der Professor spricht und thut so, als ob ich überhaupt kein Frauenzimmer wäre.“

„Ach was, der Hansnarr! Du mit deinem schönen Gesicht! Hast ja schon drei Körbe ausgeteilt.“

„Meine Kunst genügte mir,“ erwiderte Helma, „meine Kunst und du, Mama. Außerdem, ich wollte nur jemand wählen, den ich . . . für den ich . . .“

„Den du liebst. Und da hast du auch recht. Nur die Liebesese ist eine Vernunftese, alles andere ist unvernünftig und macht die Menschheit unzufrieden und unglücklich. Besser allein bleiben, als einen ungeliebten Mann an der Seite.“

„Du hast recht, Mama, ich denke ja gerade so. Nur muß ich mich erst daran gewöhnen, für eine . . . eine alte Jungfer zu gelten. Dieser Professor zeigt mir mit einer

Ungeniertheit, daß ich nicht mehr mitzähle . . . es empört mich. Ich muß sagen, wenn ich mich noch entschließen würde . . . wenn ich den Gedanken faßte . . . dieser Professor wäre die Veranlassung. Er würde zwar dann auch sagen, ich hätte lange genug „geangelt“, aber er würde doch bemerken müssen, daß ich noch . . . noch bemerkenswert bin. Er würde sich . . . wie gesagt, es machte mir Vergnügen.“

Frau Götz erwiderte nichts. Sie richtete nur einen seltsamen Blick auf Helma und sprach dann von anderen Dingen.

Acht Wochen später sollte die Kunstausstellung eröffnet werden. Helma hatte sich seiner Zeit zugeschworen, zur diesjährigen Ausstellung ein Bild zu bringen, das sie aus dem Dunkel ihrer bescheidenen Künstlerezistenz emporheben mußte. Es sollte etwas Vollendetes werden.

Talent hatte sie; man hatte es ihr von maßgebender Seite oft genug versichert. Aber sie war bisher gezwungen gewesen, Brotarbeit zu machen, denn Frau Götz hatte nur eine knappe Pension. So malte sie Gobelins für die Händler. Auch auf früheren Ausstellungen hatte sie bereits zwei Bilder gehabt. Es waren gutgemalte Bildchen in bescheidenem Rahmen, in einem bescheidenen Winkelchen aufgehängt, und die Künstlerin blieb gänzlich unbemerkt.

Diesmal sollte es anders werden. Das Bild war beinahe fertig, nur einige Lichter fehlten noch. Am Morgen nach Professor Wolframs Besuch begann Helma, darauf zu arbeiten. Mit zusammengebißnen Zähnen stand sie vor der Staffelei und zwang ihren Geist, sich zu konzentrieren. Da, dort mußte geändert werden. Ihre Augen funkelten, der Pinsel fuhr hin und her. Mit der Willenskraft wuchs die Schaffenskraft, mit der Begeisterung stieg das Können.

Dazwischen murmelte sie kurze Sätze vor sich hin. „Ah, es soll, es muß gut werden! Ich will nicht ewig im Winkel hocken, ich will berühmt werden! — So! So! Auffallen soll es, damit man mich auch sieht! — Wenn ich auch etwas „Mütterliches“ habe, will ich doch auch etwas Künstlerisches haben!“

Und das Bild wurde schöner mit jedem Pinselstrich. Eine Erregung hatte sich ihrer bemächtigt, wie noch nie. Die Zaghaftigkeit, die sie so oft hinderte, war verschwunden; kühn wählte sie leuchtende Farben, setzte grelle Lichter auf.

Als die Ermüdung kam, freute sie sich über das Geleistete, fürchtete aber für den anderen Tag. Schwerlich würde es so weitergehen. Aber es ging weiter. Und so stürzte sie sich kopfüber in die Arbeit, denn es war nicht mehr viel Zeit.

Besuche konnten unter solchen Umständen nur stören. Wurden sie aber abends dennoch angenommen, so mußten sie sich mit der Unterhaltung von Helmas Mutter begnügen. Helma selbst lag auf der Chaiselongue, müde, abwesenden Geistes, und ruhte aus.

Der Professor war ganz verblüfft. Frauen, die keine Zeit für Männer haben, das war ihm ganz etwas Neues. Aber diese modernen Frauen — und gar diese Künstlerinnen!

Wem sollte er nun von seiner verstorbenen Braut erzählen? Es war ihm Bedürfnis, von ihr zu reden. Und gerade mit Helma. Es machte ihm Vergnügen — Vergnügen war eigentlich des Gegenstandes wegen kein richtiger Ausdruck — es that ihm wohl, mit Helma von „ihr“ zu reden. Sie schaute ihn dabei so teilnehmend an, so warm, ja, es war wirklich angenehm. Aber nun war das vorbei. Da lag nur noch eine müde Künstlerin, die furchtbar geistreiche Augen machte und an alles eher dachte,

als an ihn, den Professor. Schade, schade! Aber wenn die Ausstellung vorbei war, würden wohl auch die Blaudeckstündchen wieder in das richtige Geleise kommen. Er wünschte sich ja nichts anderes, nichts Besseres, als diese nette Freundschaft mit so liebenswürdigen, älteren, anspruchlosen Damen.

Das Bild wurde der Jury zugeschiedt.

Die Ueberanstrengung und mehr noch die Angst, ihr Werk könnte abgelehnt werden, warfen Helma darnieder. Sie wurde bettlägerig und mußte einen Arzt haben. Doktor Krüger wohnte in der Nähe, warum sollte man ihn also nicht wählen? Es war erstens bequem, den Arzt so in nächster Nähe zu haben, und dann . . . es interessierte Helma, wie „ihr“ Bruder von „ihm“, dem Professor, sprechen würde.

Ueberanstrengung heilt man mit Ruhe, so lautete Doktor Krügers Vorschrift. Helma mußte liegen, träumen, sich langweilen. Der Arzt war streng, er kam häufig, um nachzuschauen, ob seine Befehle befolgt würden. Da er selbst ein wenig malte, dilettantisch, aber mit großer Freude, so unterhielt er seine Patientin von seinen Leistungen und behauptete, das sei ein vorzügliches Mittel, ihre Nerven zu beruhigen.

Eines Tages brachte Helma das Gespräch auf Professor Wolfram. Der Doktor lobte ihn als Ehrenmann, fand aber, daß er mit seiner ewigen Trauer nur Komödien spiele, vielleicht unbewußt, um sich vor Damen interessant zu machen. Er werde aber schließlich noch damit 'reinfallen. Auf Helmas Frage, was Doktor Krüger mit dem „reinfallen“ meine, gab er keine Erklärung. . . .

Die Tage vergingen. Für Helmas Ungeduld viel zu langsam. Und plötzlich war die heiß ersehnte Nachricht da. Das Bild war für die Ausstellung angenommen!

Augenblicklich stand sie auf. Die Krankheit war vorbei. Strahlend vor Freude trat sie dem Arzte entgegen. Er musterte sie überrascht und fand, daß sie sehr gut aussehe. Und als ihn Frau Götz bat, zur Feier des Tages eine Tasse Thee mit ihnen zu trinken, nahm er sogleich an.

Doktor Krüger war durch und durch modern. Nur zielbewußte, kraftvolle Menschen waren ihm sympathisch, ob Mann, ob Frau. Junge Mädchen nahm er nicht ernst, er lächelte über sie und sprach nur dummes Zeug mit ihnen, deshalb war er auch noch unvermählt, trotz seiner achtunddreißig Jahre.

Helma bezeichnete er in seinen Gedanken als „famos“. Ein famoseres Weib, das war für ihn das höchste Lob. Die war nicht zimperlich, getraute sich, den Mund aufzumachen, hatte eine Meinung, einen Beruf, den sie verstand, kurz — famos. Und was das Äußere anbetraf. . . nicht mehr jung, aber gesund. Nicht mehr die Knospe, aber die vollerblühte Blume. Kein Spielzeug, wohl aber ein Gefährte, ein Kamerad, ein Freund fürs Leben.

So weit in seiner Kritik gekommen, stützte Doktor Krüger und brummte nachdenklich: „Nanu!“ Hernach schmunzelte er und schüttelte über sich selbst den Kopf.

Da er nun häufiger abends kam, traf es sich öfters, daß auch der Professor anwesend war. Das erste Mal begrüßte dieser „ihren“ Bruder mit warmer Herzlichkeit. Es gab ein lebhaftes Plaudern. Als aber allmählich im Laufe des Abends eine Sonderung stattfand, als Helma und der Doktor über Kunst stritten, wovon der Mathematikprofessor herzlich wenig verstand, als sie sich in das Kaminedöckchen zurückzogen, auf das er sonst Anrecht hatte, während man ihn am runden Tisch bei Frau Götz sitzen ließ, da schwand seine gute Laune mehr und mehr. Ein heftiges Kopfweh veranlaßte ihn dann plötzlich, noch am frühen Abend sich zu verabschieden.

Das nächste Mal, als er da war und abermals Doktor Krüger erschien, begrüßte er ihn bedeutend küßler. Der Herr kam zu häufig. Diese Damen bedurften seiner nicht.



Helma hatte sich bis jetzt sehr wohl befunden, wenn er, der Professor, sie unterhielt. Was auch wollte der Doktor da? Er sollte doch irgendwo hingehen, wo heiratslustige Dämchen lauerten. Ärzte müssen verheiratet sein. Für die ist solch ein gemütliches Freundschaftsöckchen nichts.

So zeterte der gute Professor innerlich, aber es half ihm nichts. Der Doktor kam und — es war merkwürdig, aber es war so — diese Helma ärgerte sich nicht einmal darüber.

Sie war überhaupt nicht mehr die alte Helma. Heißt das — der Professor mußte bei diesem Gedanken lachen — die „alte“ Helma blieb sie schon, aber die gemütliche Helma war sie nicht mehr. Ironischer, schnippischer, und vor allem, sie hatte kein Interesse mehr an des Professors Herzenswunde. — —

Die Ausstellung wurde eröffnet. Professor Wolfram liebte dergleichen nicht; es sei viel Lärm um nichts. Diesmal ging er aber doch hin.

Gleichgültig irrte er durch die Räume. Im vierten Saale sollte Helmas Bild hängen. Richtig! Schon von der Thür aus konnte er es erkennen. Ja, es war ein nettes Bild und hatte einen vortrefflichen Platz. Die Menschen blieben davor stehen, kritisierten, bewunderten.

Etwas wie Siegesfreude stieg in ihm auf. Diese Helma — unsere Helma dachte er — war doch ein tüchtiges Kerlchen. Man konnte ordentlich stolz auf ihre Freundschaft werden.

Nun aber weiter, auf die Suche. Sie wartete gewiß schon auf ihn, freute sich auf sein Lob. Das wollte er ihr auch reichlich zukommen lassen; sie hatte es verdient.

Eifrig wand er sich durch die schauende Menge. Plötzlich stutzte er. Dort stand Helma! Der Professor riß die Augen weit auf, dann nahm er die Brille herunter und putzte sie.

Ja, es war wirklich Helma. Aber wie merkwürdig schön sah sie aus! Sie war ja immer hübsch mit ihrem feinen Gesicht, aber schließlich sah man es ihr doch an, daß sie schon etwas verblüht war. Aber heute!

In einem gelbweißen Kleide, halb aus Seide, halb

aus Spitzen, stand sie da, lieblich wie eine Maienblüte. Wie zwanzigjährig! Nochmals pußte er seine Brille. Diese Helma lächelte und nickte und plauderte wie eine Königin. Man machte ihr offenbar Komplimente. Nun, da war er ja nicht mehr nötig. Sie wartete durchaus nicht auf ihn. Da konnte er ja wieder gehen.

Aber er ging nicht. Großend musterte er den Kreis, der Helma umgab. Maler vermutlich. Doch nein. Einer der Herren hatte die Brust voll Orden. Wer mochte das sein? Eine Frage an einen Nebenstehenden klärte ihn auf. Der Minister war es. Die Ausstellung hatte er eröffnet. Und jetzt plauderte er mit Helma *).

Da mußte Helmas Bild doch etwas Besonderes sein.

Aha! jetzt öffnete sich der Kreis; Helma verbeugte sich, und der Minister entfernte sich. Jetzt war es Zeit, näherzutreten. Aber wieder hielt der Professor inne und stieß ein Ah des Erstaunens aus. Hinter Helma tauchte ein Herr auf, geschmiegelt und gebügelt wie ein rechter Geck, bot ihr den Arm, den sie annahm, und führte sie triumphierend davon. Und dieser Herr war Doktor Krüger.

Das war stark! Wie kam der dazu?

Ohne sich noch lange zu besinnen, eilte der Professor den beiden nach. Das wollte er doch sehen, ob man einen langjährigen treuen Freund so beiseite schieben konnte.

Als er sie eingeholt hatte, war sie schon wieder umringt. Die Kerls schüttelten ihr die Hände, als wenn sie sie aus den Gelenken reißen wollten — so dachte er wenigstens. Als er dann vor ihr stand, lächelte sie ihm zu, und er küßte ihr die Hand, was sonst nicht zu seinen Gewohnheiten gehörte. Er wollte ihr auch Komplimente sagen, kam aber nicht dazu, sie war schon wieder anderweitig in Anspruch genommen.

*) Siehe das Titelbild.

Als sie weiterging, drängte sich der Professor an ihre rechte Seite. Bei passender Gelegenheit flüsterte er ihr Lobsprüche ins Ohr und frug sie freundschaftlich, ob sie nicht lieber seinen, des Freundes Arm, annehmen wolle. Aber Helma verneinte und stützte sich fester auf Doktor Krüger.

Nach einiger Zeit war sie müde und verabschiedete sich von den Herren. Da sie in eine Droschke stieg, brauchte sie keine Begleitung.

Der Professor ging in schlechtester Laune nach Hause. Er fand die Ausstellung einfach scheußlich.

Wochen vergingen. Helma fühlte sich wie neugeboren. Die dumpfe Gleichgültigkeit, mit der sie die letzten Jahre dahingelebt hatte, war verflogen. Frisch strömte das Blut durch ihre Adern, heitere Lebenslust erfüllte sie. Sie fragte sich nicht, warum, sie fürchtete sich vor der Antwort. Es war ja auch herrlich schön, so wie es war. Nur manchmal schalt sie sich selbst und fand, sie sei für ihr Alter unverzeihlich kindisch und vergnügt.

Professor Wolfram fand es bei seinen häufigen Abendbesuchen ebenfalls. Sie fing zwar jetzt immer selbst von „ihr“ an, aber es lag keine rechte Weihe über den Gesprächen. Außerdem — man war nie mehr allein; immer dieser Doktor Krüger und oft auch noch andere.

Eines Tages — es war eigentlich schon Nacht, beinahe um Mitternacht — kam Professor Wolfram ganz verstört nach Hause. Er war in einer Gesellschaft gewesen. Die Hausfrau, eine noch junge, oder wie der Professor sich dachte, noch jung sein wollende Dame hatte sich gegen den Schluß der Festlichkeit zu ihm gesetzt und ihn in ein Gespräch verwickelt, ganz gesellschaftsmäßig: vom Hundertsten ins Tausendste. Schließlich kam sie auch auf die Kunst. Und von der Kunst auf die Kunstausstellung.

Und von der Kunstausstellung auf die Maler. Von da bis zu Fräulein Götz, einer gemeinsamen Bekannten, war es nicht weit.

Fräulein Götz sei eine Künstlerin, erklärte sie, und ein reizendes Geschöpf. Fräulein Götz sei zwar nicht wohlhabend, gar nicht, aber sie trage ideellen Reichtum in ihrem Herzen und außerdem auch materiellen in ihrem Pinsel.

Der Professor widersprach nicht, dachte sich aber, daß die Dame viel unnützes Zeug schwätze.

Hierauf wurde diese ganz unmotiviert etwas gereizt. Ob der Professor keine Sympathie für Fräulein Helma habe, fragte sie. Und als er eifrigst bejahte, setzte sie hinzu: „Nun, ich hoffe, daß dieses liebe Geschöpf sich endlich entschließt, einem ihrer Anbeter die Hand fürs Leben zu geben.“

Auf diese Bemerkung hin hatte der Professor laut zu lachen angefangen. Helma denke an so etwas nicht mehr, erklärte er, Helma begnüge sich mit Freundschaft, was auch das gescheiteste sei, wenn man den Anschluß verpaßt hätte. Und außerdem in Helmas Alter — Helma sei bereits „aus dem Schneider“.

Raum hatte er diesen durchaus unanfechtbaren Satz ausgesprochen, brach ein Unwetter los. Die Gastgeberin sprudelte Feuer und Flamme. Bläß vor Wut hatte sie den Professor angeschaut.

Ob bei ihm eine Dame von . . . von etwas über dreißig, eine alte Ruine wäre, fragte sie zornbebend, obwohl sie anstandshalber zu lächeln versuchte. Sie hätte gedacht, in diesem Alter sei man noch passabel. Sie sei auch so alt, aber sie hätte sich dem Irrtum hingeeben, noch zu den jüngeren Damen zu gehören. Sie danke für die Aufklärung. Sie hätte gedacht, nur vertrocknete Stubenhocker, weltfremde Gelehrte würden so früh morsch, aber nicht Künstlerinnen, nicht schöne, heitere Frauen. Und was Fräu-

lein Götz anbelange, so wolle sie ihm nur sagen, daß er irre. Das Fräulein hätte, trotzdem sie „aus dem Schneider“ sei, an jedem Finger einen Anbeter; sie könne jeden Tag heiraten, wenn sie Lust habe. Und sie könne nicht nur, sie wolle auch. Ja, er solle nur verblüffte Augen machen, sie wisse noch mehr. Jedenfalls mehr als er, der Professor, der doch seit Jahren Hausfreund bei den Götzens sei. Fräulein Helma sei so gut wie verlobt, so gut wie Braut, und demnächst würde es wohl ein Hochzeitsfest geben.

Darauf schwieg sie; sie mußte Atem schöpfen. Der Professor aber frug, wer denn dieser unbekannte Verehrer sei.

Ein Freund des Götzschen Hauses, ein langjähriger Freund sei es, antwortete die Gastgeberin, worauf der Professor ganz verduzt erklärte, das sei doch er, er selbst.

Er selbst?! Die Dame nahm hierauf ihr Lognon vor die Augen und musterte ihn lächelnd. Dann sagte sie langsam: „Nein, lieber Professor, Sie sind es nicht. Von Mathematik mögen Sie etwas verstehen, aber sonst scheinen Sie erstaunlich kurzichtig zu sein. Fräulein Helmas Verehrer ist Doktor Krüger! Er hat gesehen, daß Fräulein Helma ein Engel ist. — Aber nun muß ich mich auch meinen anderen Gästen widmen, Sie verzeihen, Herr Professor.“ Und damit war sie davongerauscht.

Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, daß der Gelehrte verstört nach Hause kam. In seinem sonst so regelrecht arbeitenden Hirn sah es bunt aus. Wie Kraut und Rüben kollerten alle die geheimnisvollen Andeutungen, Spitzfindigkeiten und Grobheiten durcheinander. Nur eins trat klar heraus: Helma wollte heiraten!

Aber sie war doch schon . . . sie war doch nicht mehr . . . Johannes Wolfram wagte nicht einmal mehr zu denken.

O diese Weiber! Aus dem Chaos tauchte wieder etwas

auf — einen vertrockneten Stubenhocker, einen morschen Gelehrten hatte man ihn geheißt. Denn es unterlag nach allen Gesetzen der Logik keinem Zweifel, daß die Dame ihn damit gemeint hatte. Empörend!

Und Helma wollte also heiraten! Der Gedanke war sehr unwillkommen.

Professor Wolfram stülpte den grünen Schirm über die Lampe, steckte sich eine Zigarre an und ging auf und ab. Es war ihm nicht wohl, er fühlte sich unbehaglich. Er überlegte, ob er vielleicht dem Wein zu stark zugesprochen. Aber dies war nicht der Fall gewesen.

Hatte denn der Doktor Krüger — eigentlich ein blöder Patron — hatte er denn eine so kolossal einträgliche Praxis, daß er an eine Heirat mit einem unvermögliichen Mädchen denken konnte? Denn von dem ideellen Herzengut wird doch der Kohl nicht fett.

Er, der Professor, hätte sich so etwas eher leisten können — er hatte Privatvermögen.

Warum war ihm der Gedanke nie aufgestiegen? Denn hübsch war die Helma doch wirklich. Und lieb! So herzengut hatte sie ihn immer angeschaut, wenn er ihr von „ihr“ erzählt hatte. Und gefreut hatte sie sich immer, wenn er gekommen war. Sie hatte ihn gern gehabt, zweifellos. Wer weiß, sie hatte ihn vielleicht ... wer kann's wissen ... vielleicht lieb gehabt, bis — bis dann der Doktor Krüger gekommen war.

Dem Professor wurde immer schlimmer zu Mute. Es that ihm etwas weh, so um die Magengegend herum.

So viel stand fest, wenn er gewollt hätte, genommen hätte ihn die Helma auch. Er wäre dann wieder Bräutigam. Sie hatte vielleicht die ganzen Jahre darauf gewartet, und er hatte sie immer als passiert behandelt, als Freundin. Am Ende war er wirklich ein rechter bornierter Esel gewesen!

Sie hätte so gut zu ihm gepaßt. Ein junges Ding, ein kindisches, könnte er gar nicht gebrauchen. Den Erzieher zu spielen hatte er keine Zeit. Und mit sieben- unddreißig Jahren will man in seiner Frau auch den Gefährten, den guten Kameraden finden.

Warum hatte er nur nicht früher so vernünftig gedacht?

Aber er dachte jetzt so. Genügte das etwa nicht? Noch war sie zu haben, die Helma.

Es war vielleicht überhaupt nur Rederei mit dem Doktor Krüger. Der dachte vielleicht gar nicht ans Heiraten, hielt sie nur zum besten. Wahrscheinlich genug. Ein armes, überreifes Mädchen zu heiraten besinnt sich mancher. Sicherlich war das Ganze nur Rederei.

Und wenn nun er kam, er, der Professor, und um sie anhielt. . .

Glücklich würde sie sein!

Na also! Es sei! Es war beschlossene Sache. Ein so gar vertrockneter Stubenhocker war er denn doch nicht. Und die Helma war wirklich reizend. Es war ihr zu gönnen, daß sie ihn bekam.

Nun hatten die Schmerzen um die Magengegend herum nachgelassen.

Am anderen Morgen erwachte der Professor voll Erstaunen über seinen Entschluß. Aber es blieb dabei. Mit selbstzufriedenem Lächeln kleidete er sich an und trat frohen Mutes seinen Gang an. Er freute sich auf Helmas Erstaunen und Freude. Die Werbung wollte er ganz kurz machen. Ungefähr so: „Teuerste Helma, Sie wissen, wie freundschaftlich respektive zärtlich ich für Sie seit Jahren empfinde. Es wird Sie nicht überraschen (dies war eine bloße Redensart, denn ihre Ueberraschung würde sehr groß sein) — nicht überraschen, wenn ich Sie hiermit

zu meinem Weibe (erheben konnte man doch wohl nicht fagen) — also, zu meinem Weibe erwähle. Schlagen Sie



ein, und die Sache — oder vielmehr — — und ich bin glücklich!"

So ungefähr wollte er sprechen. Einer so langjährigen

Freundin gegenüber würde mehr Leidenschaftlichkeit unangebracht sein.

Auf dem halben Weg bestieg er eine Droschke; er war doch zu unruhig zum Laufen.

Nun stand er vor dem Haus. Da oben war sie, seine Außerkorene. In wenigen Minuten wußte sie, daß sie es war. Wie würde sie glücklich sein!

Beim Hinaufsteigen stellte er sich vor, wie graziös und lieblich sie doch immer war. Sie würde an der Staffelei stehen in der Malkschürze, ihm dann freudig entgegenzueilen und dann . . .

Die Wohnungsthür stand offen, er konnte ohne Klingeln eintreten. Das Dienstmädchen kam mit dem Besen, um die Treppe zu kehren. Das Fräulein sei im Salon, sagte sie. Er wollte nicht angemeldet werden.

Auf sein leises Klopfen blieb es still; so trat er ein. Im Wohnzimmer nebenan sah er sie. Sie stand neben dem Blumentisch, vor ihr Doktor Krüger. Er hatte beide Arme um sie geschlungen. Er sprach. Der Professor verstand jedes Wort.

„Meine Helma,“ sagte er, „meine süße, schöne, angebetete Braut! Geliebte! Ahnst du denn, wie ich dich liebe? Mein ganzes Leben will ich dir widmen, in dir liegt mein ganzes Glück. Ich liebe dich! Und nun hast du ja gesagt und liebst auch mich. Ich danke dir, du Süße, du Schöne, du Einzige, daß du mich nimmst. Wir werden glücklich sein, meine Helma, bald mein geliebtes Weib!“

Nun schwieg er, denn sie küßten sich.

Professor Johannes Wolfram lauschte halb erstarrt. Da war nun eine Werbung, aber von cinem anderen. Dem hatte das Glück die Hand geboten, und er hatte zugegriffen. Und die Werbung selbst war auch eine andere.

Er mußte gehen, sonst erstickte er. Das Blut sauste ihm in den Ohren, sein Herz klopfte. Voll der bittersten Reue kehrte er heim.

„Der Teufel hole die Freundschaft!“ schrie er in seinen einsamen vier Wänden.

Aber nun war es zu spät!





Nach dem Nordkap.

Skandinavische Reiseerinnerungen. Von Justus Brandt.

Mit 10 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Durch die wiederholten Nordlandsfahrten Kaiser Wilhelms II. sind solche Vergnügungsreisen neuerdings förmlich Mode geworden; es werden von Hamburg aus bereits Sonderfahrten nicht bloß bis zum Nordkap, sondern sogar nach dem eisigen Nordpolarland Spitzbergen veranstaltet, und mit jedem Jahr vermehrt sich die Zahl derer, welche die Mitternachtssonne mit eigenen Augen gesehen haben wollen.

Wer nur bis zum Nordkap reisen will, macht diese Tour am besten von Drontheim (norwegisch: Trondhjem) aus. Von dort gehen mehrmals in der Woche eigens dafür eingerichtete Dampfer ab, an deren Bord man sich gewissermaßen in einer geschlossenen Gesellschaft befindet, welche die ganze Reise mitmacht und erst nach der Rückkehr in Drontheim wieder aussteigt. Diese besonderen „Touristendampfer“ verkehren jedoch nur während der für die Fahrt am besten geeigneten Zeit vom 20. Juni bis 20. Juli; man kann indessen auch die das ganze Jahr über fahrenden Post-



Der Torghattenberg mit dem Tunnel.

dampfer benutzen, muß dann aber allerdings auf verschiedene, mit ersteren verbundene Annehmlichkeiten verzichten.

Die Fahrt durch den äußeren Drontheimsfjord und längs der Küste bietet auf der ersten Strecke verhältnismäßig wenig, bald aber bieten sich den staunenden Augen der Touristen die großartigsten Nordlands-scenerien. Von Gutsvik fährt unser Dampfer auf die Insel Torgen los, auf der sich der 250 Meter hohe Torghattenberg erhebt, der ihr das Ansehen eines auf dem Meere schwimmenden Gutes (daher ihr Name: Markthut) verleiht. Etwa auf halber Höhe geht durch diesen Berg ein natürlicher Tunnel von 163 Meter Länge, durch den man beim Vorüberfahren zwischen Insel und Festland hindurchsehen kann. Den Polarkreis überschreitet man bei der Insel Hestmandsö, die ihren Namen von der Ähnlichkeit mit einem manteltragenden Reiter bekommen hat.

Nach dem Passieren des Vorgebirges Runnen steuert der Dampfer über den breiten Westfjord, und hier beginnt nun eine herrliche Fahrt, die einen Glanzpunkt der Reise nach dem Nordkap bildet. Wir nähern uns nämlich der durch ihren ergiebigen Fischfang berühmten Inselgruppe der Lofoten, die, vom Schiffe aus gesehen, einer riesigen Felsenmauer mit wildzerrissenen Kämmen gleicht. Die eigentümliche nordische Beleuchtung verleiht diesen starren Klippen, die sich so wirkungsvoll von der glitzernden Meeresfläche abheben, eine großartige Schönheit; es ist ein wahrhaft erhabenes Bild, das sich jedem Beschauer unvergeßlich einprägt.

Die wichtigste Postdampferstation auf den Lofoten ist Svolvaer auf der Südostküste der Insel Vestvaagö. Hinter dem Orte steigt der Svolvaerjuret majestätisch empor. Hier ist der Ausgangspunkt der Lokalschiffe, welche die wichtigeren Orte der Inselgruppe mit den großen Dampferlinien Drontheim-Nordkap-Badsö in Verbindung setzen. Außerst lohnend ist die Fahrt mit einem dieser Lokalschiffe nach dem



Spolbaer auf den Kofoten mit dem Spolbaerjureret im Hintergrunde.

Raftsund, der namentlich dort eine höchst malerische Scenerie gewährt, wo links der Troldsfjord einschneidet.

Dann geht es nordwärts weiter nach Tromsø, der Hauptstadt des gleichnamigen norwegischen Amtes, das sich zwischen den Amtern Nordland und Finmarken erstreckt. Die Stadt selbst liegt auf der Ostseite der kleinen grünen Insel Tromsø, von der sie den Namen führt. Das Eiland ist ungefähr eine Meile lang, vom Festlande durch den Tromsøsfund und von der westlich gelegenen Insel Süd-Kvalø durch den Sändesund getrennt; sie erfreut sich einer sehr geschützten Lage, da sie gegen Norden, Westen und Süden durch Inseln und eine Menge von Schären oder Klippen gedeckt ist. Die reinliche, hübsch angelegte Stadt hat fast nur hölzerne, meist rot bemalte Häuser, an sechsthalbtausend Bewohner und ist Sitz eines Bischofs und des Stiftsamtmanns. Sie liegt unmittelbar am Sund und wird von Hügeln umgeben, die mit Birken und Fichten bewaldet sind, aus denen freundliche Laubhäuser hervorschauen. Die beiden Hauptstraßen laufen mit dem Ufer parallel. Nach beiden Seiten hin erblickt man schneebedeckte Alpenketten, unter denen südlich der Bensjordtind und im Norden die Skulgamtinder hervorragen.

Ersteigt man die Hügel, welche den Hintergrund der mäßig ansteigenden Stadt bilden, so trifft man auf der Höhe inmitten eines schönen Birkenwaldes einen See, der die Wasserleitung von Tromsø speist. Unbeschreiblich großartig ist die Rundsicht von hier oben: man schaut über den Sund hinweg im Osten auf das Tromsødal und den Tromsøtind; im Süden hat man den Bensjordtind am Malangensfjord und im Norden die Skulgamtinder, im Westen auf Süd-Kvalø den Blaamand, Stantind und Bastind. Wer das Glück hat, dieses Panorama in der wunderbaren Beleuchtung der Mitternachtssonne sehen zu dürfen, dem wird es zeitlebens unvergeßlich bleiben.



Der Troldsfjord.

„Mitternachtschein auf den Bergen lag,
Blutrot anzuschauen;
Es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
Es war ein eigen Grauen.“

Tromsö war schon im Altertum bekannt als der nördlichste von den Normannen bewohnte Teil von Norwegen; zur Stadt erhoben wurde es erst 1794. Heute ist die Stadt ein wichtiger Handelsplatz, namentlich für die Ausfuhr von getrockneten und geräucherten Fischen, Heringen, Thran, Fellen u. s. w. nach Hamburg, und der Ausgangspunkt für die Expeditionen nach Nowaja Semlja, Spitzbergen und dem Eismeere.

Im Hafen ankern stets zahlreiche Schiffe, auch französische, welche Hunderte von Fässern voll Dorschrogen holen, der beim Fange der Sardinen als Köder dient. Ferner unterhält Tromsö einen bedeutenden Handelsverkehr mit Rußland und rüstet viele Schiffe zum Fange von Robben, Walfischen und Walrossen aus. Es begegnen sich im dortigen Hafen Finnen, Lappen, Normänner und Schweden, Holländer, Deutsche, Dänen und Friesen. In diesem Völkergemenge bekommt der Fremde eine große Zahl interessanter Typen zu Gesicht, wie zum Beispiel Harpunierer von spitzbergischen Walfischfängern, samojedische Häuptlinge vom Weißen Meer in ihren Kleidern aus Robbenfell und Bärenpelz, Lappländer aus Hammerfest u. s. w.

Jeder Fremde besucht das in der Nähe von Tromsö im Tromsdal befindliche Lager von Lappen aus Karefuando in Schweden; die in jedem Sommer mit ihren Renttieren die norwegische Küste aufsuchen. Diese Hyperboräer Europas, welche von den Norwegern irrtümlich „Finnen“ genannt werden, gehören nebst den Finnen, Esthen, Liven, Ostjaken, Wogulen und Magyaren der sogenannten finnisch-ugrischen Rasse an und bewohnen die nördlichsten Teile von Norwegen,

Schweden und Finnland, die man daher auch unter der Bezeichnung „Lappland“ zusammenfaßt.

Die Lappen sind ursprünglich Nomaden, die fast ausschließlich von ihren Renttierherden leben. Man nennt sie deshalb Berg- oder Renttierlappen; sie treiben die Tiere,



Birkenwald bei Tromsö.

ihren einzigen Reichtum und ihre Nahrungsquelle, im Sommer nach den Alpengegenden, im Winter aber nach dem unteren Lappland. Verarmte Familien ziehen an die norwegische Küste oder in die Ebenen von Lappland, um dort ihren Unterhalt zu suchen. Man teilt sie in Wald- oder Boelappen, die sich vorwiegend mit Jagd und Fischerei be-

schäftigen und ihre wenigen Rentiere den Berglappen mietweise zur Hütung überlassen, und in Fischer- oder See-lappen. Letztere haben durch Seuchen oder eigenes Verschulden ihre Rentiere ganz eingebüßt und wandern nun zum Behufe des Fischfanges von einem See zum anderen oder sie lassen sich an einem derselben oder an der See-küste in hölzernen Hütten nieder. Neben ihren Hütten erblickt man am Gestade stets hölzerne Gestelle, auf denen die gefangenen Kabeljaus und Dorsche zum Trocknen aufgehängt werden. Die gefangenen Fische werden enthauptet, ausgeweidet und der Länge nach in zwei Hälften zerschnitten, die man auf jenen Gerüsten an der Luft trocknet. Sie heißen dann Stockfisch. Die Fischerlappen sind kleine, gelbbräunlich gefärbte Menschen mit schiefgeschnittenen Augen, vorspringenden Backenknochen und spitzem Kinn, die in rauher, gefahrvoller Arbeit dem Ozean seine Beute abgewinnen. Ihre Ansiedelungen, die kaum als Dörfer bezeichnet werden können, erstrecken sich über das ganze Küsten- und Inselgebiet von Finnmarken und namentlich seinem östlichen Teile bis Bardö oder Bardöhus und bis zu dem Varangerfjord, wo die russische Grenze beginnt.

Die Lappen im Tromsödal, deren in einer zirkusartigen Erweiterung des Thales gelegenes Lager man nach etwa anderthalbstündiger Wanderung erreicht, gehören zu den Waldlappen. Wenn Fremde kommen, so wird ein Teil der Rentiere — die zusammen 4000 bis 5000 Stück zählen — zusammengetrieben, um den Besuchern gegen ein Trinkgeld gezeigt zu werden.

„Es war ein herrlicher Anblick,“ schreibt ein Besucher, Dr. Hermann Bischoffe, „als die munteren Tiere in dichten Massen herabzogen und von den bellenden Hunden zusammengehalten wurden; wie sie im Thalgrunde uns entgegenkamen, sah man einen förmlichen Wald von beweglichen Geweihen. Kaum näherten wir uns dem Lappenlager, als

aus eine Menge bellender Hunde entgegenkam, die bald beruhigt waren und sich von uns streicheln ließen.

Das Lager der Lappen bestand aus einigen elenden Erdhütten in konischer Gestalt, außen mit Rasen überkleidet. Beim Eintritt konnten wir fast nichts sehen, da der enge niedrige Raum mit Rauch angefüllt war, der allmählich oben durch ein enges Loch sich verlor. In der Mitte der Gamme (Hütte) hing ein großer kupferner Kessel über dem Feuer, in welchem einige Weiber Milch mit Sauerampfer kochten. Einige halb abgenutzte Rentierfelle und Gerätschaften lagen zerstreut umher. Nicht bloß der Rauch, sondern auch der Schmutz, der in diesem Erdloche herrschte, vertrieb uns bald aus demselben. Wir traten in eine zweite und dritte Hütte und fanden sie nicht besser. Nun versammelte



Berglappen mit ihren Rentieren.

sich diese kleine, aus einigen verwandten Familien bestehende Kolonie, jung und alt, um uns, und wir hatten Muße, diese Lappengestalten so recht zu betrachten. Die Leute, Mann und Weib, waren zwar klein von Gestalt, doch hatten die jüngeren keineswegs unschöne Züge, wie zum Beispiel eine junge Frau, die ein kleines Kind auf dem Arme trug, welches — die Kleidung abgerechnet — man kaum von unseren Kindern unterschieden hätte. In ihren Augen lag etwas Schelmisches und Püffiges. — Die Weiber boten uns einige Lappenschuhe aus Renntierfell, welche sie aus einem kleinen Zelte herausholten, und die Männer kleine, aus Renntierhorn verfertigte Löffel zum Verkaufe an. Ein altes Mütterchen, wahrscheinlich die Großmutter der Familie, saß am Boden und schabte mit einem Messer die Fleischfasern von einer Renntierhaut ab, nach denen ein neben ihr liegender Hund schon leckte, wobei sie gemütlich aus einer kleinen hölzernen Pfeife rauchte; sie bat um Tabak, der ihr auch verabreicht wurde."

Dann werden die Renttiere gemolken, einige auch wohl geschlachtet, kurz man bekommt einen höchst lehrreichen Einblick in das Leben dieser Nomaden, der letzten Ueberreste eines einst weit verbreiteten Urvolkes, die hier im hohen Norden noch ihren Kampf ums Dasein fortführen.

Die Fahrt von Tromsö nach Hammerfest bildet wegen der unbeschreiblich großartigen Scenerie der Ufer mit ihren jäh und steil aus dem Meere emporsteigenden Schneebergen den anziehendsten Teil der Nordlandsreise. Hammerfest, auf der Westküste der Insel Kvalö gelegen, ist nicht nur die nördlichste Stadt Europas, sondern der Erde überhaupt, wenn man nicht einigen unbedeutenden Orten in Sibirien, die noch mehr nach dem Nordpol zu liegen, diesen Titel einräumen will. Die Häuser ziehen sich am Südrande einer freisrunden Bucht hin und sind recht sauber aus Holz gebaut, vielfach mit Rasendächern. Am Strande findet man zahlreiche umfangreiche Speicher, in der Stadt selbst hübsche

Läden. Störend für den Besucher ist nur der durchdringende Thraneruch, der überall herrscht, da das Auskochen der



Hütte von Berglappen in Finnmarken.

Walffisch- und Seehundslebern die Hauptindustrie des Ortes bildet, der 1787 zur Stadt erhoben wurde und gegen

2200 Bewohner, meist finnischer und lappischer Abstammung, zählt.

Hammerfest treibt lebhaften Handel mit Archangel, England und Hamburg; seine betriebsamen Bewohner tauschen Stockfische und Thran gegen Mehl, Hanf u. s. w. ein, außerdem ist die Stadt ein Mittelpunkt der an den Küsten von Spitzbergen und im Karischen Meere betriebenen Fischerei. Seit einiger Zeit besitzt Hammerfest elektrische Beleuchtung für die Straßen wie für jedes einzelne Haus, und welchen Wert diese Neuerung für die Bewohner hat, kann man erst ermessen, wenn man sich die ununterbrochene Dauer der dortigen nordischen Winternacht vorstellt, die vom 18. November bis zum 23. Januar — also volle 66 Tage — währt. Während dieser Zeit bleiben die elektrischen Anlagen fortwährend in Betrieb. Dafür können sie freilich vom 15. Mai bis 26. Juli wieder gänzlich stillstehen, denn während dieser 71 Tage geht die Sonne in Hammerfest gar nicht unter. Den elektrischen Strom liefern drei kleine Flüsse, die sich etwas nördlich der Stadt mit sehr starkem Gefälle in das Eismeer ergießen und die dort aufgestellten Dynamomaschinen in Bewegung setzen.

Ueber der Stadt erhebt sich eine langgestreckte Höhe, der Sadlen, von dessen Spitze man die nahen Gletscher und Schneeberge von Seiland und Sörö erblickt. Bei weitem lohnender noch ist die etwa zwei Stunden in Anspruch nehmende Besteigung des Tyven (375 Meter), den man den „Rigi Finnmarkens“ genannt hat. Nach Osten hin überschaut man von seinem Gipfel die vollkommen wüste Insel Kvalö mit zahlreichen Teichen, im Süden und Westen weite Bergzüge, Schneefelder und Gletscher, während sich im Norden der gewaltige Horizont des Eismeres ausdehnt.

Von Hammerfest selbst sieht man von hier aus nur die Landzunge von Jugnaes, auf der sich die berühmte Meridiansäule erhebt, der Ausgangspunkt einer Gradmessung, die



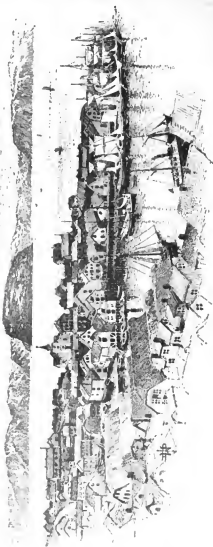
Seelappen und Gerüste mit Stockfischen.

erst nach beinahe vierzigjähriger Arbeit an der unteren Donau ihren Abschluß fand.

Es ist eine Granitsäule mit bronzenem Kapital, die Spitze krönt eine schräg stehende Erdfugel. Die Inschrift lautet in der Uebersetzung: „Hier ist der nördliche Endpunkt des Meridians 25,20, den vom Eismeer bis zur Donau durch Norwegen, Schweden und Rußland auf Befehl des Königs Oskar I. und der Kaiser Alexander I. und Nikolaus I. in den Jahren 1816—1852 in ununterbrochener Arbeit Geometer der drei Nationen ausgemessen haben. Nördliche Breite hier: $70^{\circ}40'11,3''$.“

Trägt schon die Umgebung von Hammerfest ein bei weitem strengeres Aussehen als die von Tromsø, so nimmt bei der Weiterfahrt die Natur unverkennbar den arktischen Charakter an. Alles wird öde, oft unsäglich dürftig, man möchte sagen menschenfeindlich. Etwa zehn deutsche Meilen nördlich von Hammerfest liegt auf einem kahlen Holm die Leuchtfeuerstation Fruholmen, das nördlichste Leuchtfeuer der Erde ($71^{\circ}6'$), dessen Wächter — Hornemann heißt er — seit dem Februar 1896 die Brieftauben in Obhut hatte, die Andrée dann auf seine Nordpolexpedition mitnahm. Die Tierchen waren dort abgerichtet worden, indem Eismeerfahrer sie wiederholt mit auf die See nahmen und dann fliegen ließen. Dieser entlegene Küstenposten ist aber durchaus nicht von aller menschlichen Verbindung abgeschnitten, vielmehr liegt ganz dicht dabei die Insel Ingö, welche Kirche, Schulhaus, Post und Telegraph hat. Zur Zeit der großen Fischfänge sammeln sich hier an 300 Fischerboote. In der Nähe befinden sich einige Walfischfangstationen, und im übrigen geht bei Fruholmen ein lebhafter Schiffsverkehr vorbei; der Wächter hat im Jahre 1895 nicht weniger als 500 Fahrzeuge gezählt, die nach Archangel segelten. Eine höchst romantische Geschichte knüpft sich an das weltferne Felseneiland Fruholmen. Der dänische König Christian IV.

ließ nämlich 1680 eine Dame dorthin bringen, die dann 55 Jahre daselbst in der Verbannung weilte. Sie hatte



Hammerfest, die nördlichste Stadt der Erde.

— so heißt es — geloben müssen, nie ihren Namen zu nennen und sich außerhalb ihrer Wohnung auch niemals

unverschleiert zu zeigen. In der That ist auch der Name der Verbannten, die sehr reich gewesen sein muß und auf Ingö eine große Wohlthätigkeit entfaltete, bis heute unbekannt geblieben. Das Eiland, auf dem sie wohnte, heißt nach ihr Fruholmen, das ist Fraueninsel.



Meridiansäule bei Hammerfest.

Die letzte Station vor dem Nordkap, welche wir anlaufen, ist Gjesvaer auf der vielgezackten Insel Magerö (Möweninsel), deren Nordspitze eben jenes Kap bildet. Von hier ab hindert nun nichts mehr unseren freien Ausblick auf das unendliche Eismeer.

Rechts öffnet sich jetzt der tief in die Insel einschneidende Tvefjord, weiterhin umfahren wir den vom Nordkap durch eine tiefe Bucht getrennten und sich thatsächlich noch etwas mehr nördlich als dieses erstreckenden Knivskjör-Odden (das ist: Messerscherspitze), wo 1881 bei Rebel ein Dampfer strandete; dann liegt endlich die

hohe kahle Schieferwand des Kaps vor unseren Augen:

„Und über den dunklen Fluten
Trat mir entgegen steil,
Zerrissen, schwarz und kalt,
Die ungeheure Gestalt
Des Nordkaps, wie ein Keil.“

Es sieht in der That wie ein Keil aus mit seinem



Das Nordkap.

platten Abfall und ist unsäglich ernst anzuschauen, wie es so daliegt, bespritzt von dem Wogengischt des brausenden Eismeeress und umkreist von Tausenden von Wöwen. Die Dampfer landen gewöhnlich auf der Ostseite des Kapss, von wo dann die Passagiere in drei Viertelstunden zum Gipfel emporsteigen. Wir sind hier 295 Meter über dem Meere und unter $71^{\circ} 11'$ nördlicher Breite und können, nach dem Nordpol hinschauend, unsere Blicke in jene geheimnisvollen arktischen Regionen versenken, deren Erforschung schon so vielen verhängnißvoll geworden ist.





Die Frau nach fünfhundert Jahren.

Eine heitere Zukunftsgeschichte. Von Therese Haupt.

1.

(Nachdruck verboten.)

In ihrem elegant ausgestatteten Wohnzimmer saß Frau Doktor Marga Ebner, den hübschen blonden Kopf über ein Blatt Papier gebeugt. „Am Mittwoch abend ist der Vortrag im Frauenverein über das Thema: Die Frau nach fünfhundert Jahren,“ murmelte sie. „Es ist keine Zeit mehr zu verlieren, denn wenn ich den Vortrag niedergeschrieben habe, will ich ihn auch noch memorieren; ich finde Freisprechen viel hübscher. — Die Frau nach fünfhundert Jahren! Ein ungemein ergiebiges Thema; die Ideen überstürzen sich nur so in meinem Gehirn. Also zur Sache. Fange ich nun gleich an, diese goldene Zeit zu schildern, da die Frau auf freier, geistiger Höhe steht, mit dem Manne Aug' in Auge kämpfend, ihn oft besiegend?“

„Mama, Mama!“ rief draußen eine schluchzende Stimme, und Erna, Margas achtjähriges Töchterchen, stürzte weinend ins Zimmer. Um das Köpchen hatte man ihr eine weiße Binde geschlungen, und nun eilte sie, noch zitternd vor Aufregung und doch beglückt, bei der Mutter angelangt zu sein, auf diese zu.

„Mama,“ schluchzte sie, „ich bin so gefallen — sieh mal hier! In der Turnstunde bin ich vom Springbrett gepurzelt — solche Beule habe ich bekommen — und hier hat's geblutet. Fräulein hat mich nach Hause geschickt.“

Unwillig über die Störung hatte die Mutter aufgeblickt und strich nun flüchtig über die schmerzende Stelle hin. „Armes Kind,“ sagte sie zerstreut, „geh, laß dir von Niece Umschläge machen, ich habe jetzt keine Zeit!“

„Von der Niece?“ fragte Erna enttäuscht, die Mutter mit den großen blauen Augen vorwurfsvoll ansehend.

„Ja, mein Kind,“ wehrte die Mutter ab. „Nachher werde ich selbst — aber geh jetzt, ich habe Wichtigeres zu thun.“

Bögernd und tief gekränkt entfernte sich die Kleine.

„Nicht eine halbe Stunde ist mir zu ernster Geistesarbeit vergönnt!“ murmelte Marga unwillig. „Das Quälen nimmt kein Ende. Doch nun schnell zu meinem Vortrag! Ich glaube, es wirkt besser, wenn ich, ehe ich das Licht der goldenen Zukunft auf die Hörer wirken lasse, die Nachteile der Jetztzeit klarlege. Wenn ich erst die Sklaverei schildere, in der das Weib seit Jahrhunderten schmachtet, wenn ich —“

„Inäd'je Frau, der Schlächter is da!“ erscholl es da plötzlich hinter ihr. „Soll ik Hammelfleesch oder Kalbfleesch bestellen?“

„Mein Gott, Niece, nehmen Sie doch, was Sie wollen, ich wünsche ungestört zu bleiben!“

„Aber inäd'je Frau pflegten doch sonst —“

„Jawohl — sonst,“ erwiderte Marga gereizt, „aber heute nicht, hören Sie? Ich habe andere, wichtigere Arbeiten vor, bei denen ich vollständige Ruhe brauche, und wiederhole Ihnen: Nehmen Sie, was Sie wollen!“

„Totte doch ja,“ brummelte Niece verblüfft, „det kann ik doch nich riechen, det ik mit eenmal zu bestimmen habe.“

Na, mich kann't recht find. It ess' ja Hammelfleesch viel lieber und mein Karl ooch — denn nehm' ik natürlich Hammelfleesch.“

Im Begriff, das Zimmer zu verlassen, wurde sie durch einen strengen Ruf ihrer Herrin zurückgehalten.

„Nieke! Ich wollte Ihnen nur wiederholen, daß ich mir diese Brummelei ein für allemal verbitte; und dann wollte ich Ihnen noch etwas anderes sagen: Als ich gestern in die Küche kam, saß da ein Grenadier und aß aus einer großen Schüssel; das kam mir höchst sonderbar vor —“

„Nee, jnäd'je Frau,“ meinte Nieke dreist, „wat Sonderbares war et jar nich, wat er aß, et war man bloß, wat wir ooch zum Mittag jehabt haben. Ueberhaupt, da können jnäd'je Frau ganz ruhig find, ik koch' ihm nie nich wat Besonderes, er ist man immer mit, wat wir ooch haben!“

„Aber das ist ja ganz unerhört,“ rief Marga aufgeregt, „daß Sie Ihren Bräutigam noch mit auf unsere Kosten ernähren!“

„Und dabrum regen Sie sich uf? Aber det is ja jar nich schlimm; det Kasernenessen schmedt ihm nich, und ernährt muß der Mensch doch werden, — bei det Exerzieren, ik bitt' Ihnen, jnäd'je Frau! Wer soll det denn sonst thun, ik bin doch seine Zeligte, und überhaupt — in 'n Zukunftsstaat soll det immer so find, det die Frauen die Männer ernähren!“

Empört wollte Marga auffahren, beherrschte sich aber und sagte äußerlich ruhig: „Ich werde die Sache mit meinem Manne besprechen. Für jetzt gehen Sie!“

Ein mitleidiges Lächeln verbreitete sich über Niekens feistes Gesicht, und beim Hinausgehen brummelte sie trotz des Verbotes vor sich hin: „Det Wurm! Alleene traut se sich nich, mir zu kündigen; det wird in 'n Zukunftsstaat allens anders! Aber wat der jetzt bloß in 'n Leib sticht, ik meene, et is die Frauenfrage!“

Marga stand auf und verschloß energisch die Thür. „Ja, die Frechheit der Dienstboten,“ rief sie bitter, „das wäre auch so ein ergiebiges Thema. — Aber fort mit diesen Alltagsorgen, aufwärts will ich meinen Blick richten, vertiefen will ich mich in die Gedankenwelt, mich hineinleben in die lockende Zukunft, die sich uns Frauen von ferne zeigt! Wir armen, unterdrückten Geschöpfe, denen eigenes, selbständiges Denken eine verbotene Frucht ist, daran sie nur heimlich zu naschen wagen, die, wenn sie mit eigenen Geisteswerken kühnlich hervortreten, mit scharfem, beißendem Spott überschüttet werden, mit Hohn, mit vernichtender Kritik von denselben Männern, die zu anderer Stunde schmachtend, flehend zu unseren Füßen liegen — wir wollen die Ketten abschütteln —“

In diesem Augenblick wurde heftig an der Thür gerüttelt. „Mutti, Mama, Muttchen,“ klang eine frische Knabenstimme, „ach, mach auf, bitte — bitte!“

„Warte noch ein wenig! In einer Stunde darfst du herein.“

„Ach Muttchen, nein,“ flehte die Stimme, „ich muß dir gleich etwas sagen, es ist furchtbar wichtig!“

„Kannst du nicht bis nachher warten?“

„Nein, liebste, süßeste, einzigste Mama, es ist schrecklich eilig; bitte, mach auf, bitte, bitte!“

Ungebuldig warf Marga die Feder auf den Tisch und öffnete. Rudi, ein hübscher, braungelockter Knabe von sieben Jahren, stürmte ins Zimmer.

„Ach Muttchen, sei nicht böse,“ bat er, „aber ich will eben zum Turnen gehen, Kurt und Herbert warten schon unten, und da ist meine Turnjacke ganz zerrissen!“

„Aber Kind, mich darum zu stören! Warum hast du sie denn nicht gestern zum Flicker gegeben?“

„Aber Muttchen,“ rief Rudi, sie mit feinen Augen, lustigen Augen ganz erstaunt ansehend, „ich habe sie dir

ja gegeben, und du sagtest auch, du wolltest sie flicken, aber du hast es vergessen."

"Kann sein, nun so zieh sie heute nur noch einmal an."

"Aber Mama! Alle Jungens haben mich gestern schon ausgelacht."

"Nun, so besorge dir eine neue, hier hast du Geld."

"Danke, bestes Muttchen," rief Rudi und wollte seine Arme zärtlich um ihren Hals legen.

Aber Marga wehrte ungeduldig ab: "Es ist gut, geh nur!"

Er wandte sich schnell getröstet zur Thür. Und fort war er.

"Doch ein lieber Kerl," lächelte Marga stolz. "Aber nun schnell zur Sache! Und erst einige recht krasse Beispiele von männlicher Selbstherrlichkeit vorgebracht! — Halt, da fällt mir ein — ja gewiß, da las ich neulich von einem haarsträubenden Gesetzesparagrafen; das betreffende Buch muß ja mein Mann besitzen!" Sie schritt zum Bücherschrank, entnahm ihm nach einigem Suchen einen Folianten, blätterte darin und murmelte: "War's nicht Paragrah 858? — Wahrhaftig da steht es schwarz auf weiß gedruckt — empörend, empörend! Daß sich die Männer nicht schämen, uns — ihre besseren Hälften, ihre Nugäpfel, ihre Kleinodien" — sie lachte höhnisch auf — "in solche würdige Gesellschaft zu bringen! Erniedrigend wäre es, wenn es nicht so verblüffend stumpfsinnig wäre! Aber den Passus kann ich brauchen für meinen Vortrag im Frauenverein — der schlägt durch!"

"Was schlägt durch?"

Marga schrak zusammen. Sie stand ihrem Gatten gegenüber, einem sympathisch erscheinenden Bierziger mit guten, geistvollen Gesichtszügen.

"Liebsteß Weibchen," rief er heiter, ihr einen Wäsche-

gegenstand entgegenhaltend, „berühmte Rednerin im Frauenverein! Lege einmal die Weisheitverkündende Feder beiseite, greife zur segenspendenden Nähnaedel und nähe mir neue Knöpfe hier oben an, ich kann keinen Kragen mehr befestigen. Ueberhaupt ist meine Wäsche gar nicht in Ordnung. Doch was hast du denn hier? Das bürgerliche Gesetzbuch?“

„Jawohl,“ erwiderte Marga, und ihre Stimme nahm eine etwas gereizte Färbung an, „das bürgerliche Gesetzbuch. Und siehst du gar nicht, in welcher Aufregung ich mich befinde? Wie kannst du mir von Hemdenknöpfen sprechen, wo ich so empört bin —“

Ebner vergaß, vor Erstaunen seinen Mund zu schließen. „Empört?“ fragte er. „Aber was ist denn nur los?“

„Was los ist? Lies dies hier, dann wirst du begreifen, — hier Paragraph 858 der Zivilprozessordnung. Es ist eine Aufzählung von Personen, die als Schiedsrichter abgelehnt werden können.“

Ebner blickte über ihre Schulter in das Buch und las: „Frauen, Minderjährige, Stumme, Taube und Personen, welchen die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt sind, können als Schiedsrichter abgelehnt werden. — Hum, und das regt dich so auf?“

„Kannst du mir das verdenken? Mit Wesen zusammengeworfen zu werden, die ihre fünf Sinne nicht haben?“

„Aber Liebchen, ihr steht doch obenan!“

„Das ist noch das tollste!“ rief Marga flammenden Auges. „Wirklich, stehen wir über den Verbrechern, den Tauben und Stummen? Welche Ehre!“

„Aber Kind,“ begütigte ihr Gatte, „so meinte ich's ja nicht! Sieh mal, erst kommen die Frauen, dann die Kinder, dann die Männer, welche sich nicht dazu eignen. Es ist freilich etwas ungeschickt ausgedrückt — in deinem Sinne —, aber es ist doch kein Grund, sich darüber auf-

zuregen. Ueberhaupt dünkt mich, daß du seit einiger Zeit das Interesse für die Frauenfrage übertreibst. Du weißt, ich bin gewiß nicht der Mann, der diesen Bestrebungen von vornherein entgegensteht, ich habe, trotzdem ich Arzt bin, eure Petition an den Reichstag um Zulassung der Frauen zum medizinischen Studium unterstützt, denn ich kann es keiner Frau verdenken, wenn sie sich mitunter lieber einem weiblichen Wesen anvertraut und mit dieser über manches freier sprechen kann —"

„Wirklich?" meinte Marga höhnisch. „Ach, du bist sehr tolerant!"

„Ich finde es auch durchaus gerechtfertigt," fuhr er unbeirrt fort, „wenn eine Frau, die ihren eigentlichen Beruf, den zu heiraten, nicht erfüllen kann oder will, sich eine Thätigkeit sucht, die sie befriedigt, und mit der sie der Allgemeinheit nützt; aber warum du, die ihren vollen, großen Wirkungskreis hat, dich kopfüber in diese Interessen stürzest, deine nächsten Pflichten darüber vernachlässigst, dafür sehe ich keinen Grund ein."

„Aber ich!" Und fest und stolz blickte Marga ihrem Gatten ins Auge. „Gerade wir Frauen müssen dieser Sache Opfer bringen. Wir werden in vielem vor den Unverheirateten bevorzugt, ungerechterweise, und es wäre erbärmlich von uns, wollten wir diesen Vorteil ausbeuten, die Bequemlichkeiten unserer geschützten Stellung benutzen und mit erhabenem oder mitleidigem Lächeln den Kämpfen unserer Schwestern zuschauen. Dann könnten ja schließlich die Herren der Schöpfung die Nase rümpfen und die Frauenfrage einen Altjungfernstreif nennen."

„Wohin gerätst du?" rief Ebner. „So thöricht würde wohl kein vernünftiger Mann sein."

„Das Wort ist aber schon gefallen."

„Das ist verkehrt, denn die meisten Punkte der Frauen-

frage betreffen ebensogut die Verheirateten, wie die Unverheirateten. Ihr übertreibt aber die Sache."

"Keineswegs. — Worin meinst du?"

"Ihr wollt zum Beispiel, daß Männer- und Frauenarbeit gleich bezahlt werden soll. Das geht nicht an, der Mann muß die Familie ernähren."

Marga zuckte geringschätzig die Achseln: "Liebster, du weißt so gut wie ich, daß manch arbeitendes Mädchen Mutter und Geschwister zu erhalten hat."

"Selbst diesen Fall gesetzt, so bezieht die verwitwete Mutter meist eine Pension oder hat eine andere Einnahmequelle, und die Geschwister wachsen heran und verdienen bald selbst etwas."

"Die Frau leistet aber mindestens so viel, wie der Mann, oft mehr — sie muß denselben Lohn beanspruchen können, wie er."

"Die Frau kann im allgemeinen nicht dasselbe leisten, wie der Mann, schon aus körperlichen Gründen nicht. Mag sie im Verhältnis denselben Lohn wie der Mann bekommen — dafür bin ich auch. Aber meinst du denn, du wirst die soziale Frage lösen? Es ist ja doch nur ein ewiger Kreislauf. Daß die Stellung der Frau, besonders der unverheirateten, gebessert werden muß, und daß viel in dieser Beziehung gesündigt wird, erkenne ich an. Durch die neue Gefehorduung sind euch schon große Zugeständnisse gemacht. Aber wenn es nach dir ginge, und zum Beispiel der Mann nicht mehr der Ernährer ist, was soll dann aus der Ehe werden?"

"Die Ehe ist eine unwürdige Fessel."

Ebner zuckte zusammen. "Wie, war das meine Frau, die so sprach? Marga, du gehst zu weit, besinne dich!"

"Es ist meine Ansicht. O, daß man so gefesselt ist! Die Ketten rasseln bei jeder Bewegung."

"Ich höre nichts rasseln," meinte er ironisch.

„Aber ich fühle sie. Nicht eine Stunde habe ich Ruhe und Freiheit, daß mein Geist sich erheben kann. Ich will hier arbeiten — zum Wohle meiner geknechteten Schwestern. Kaum schwingen sich die Gedanken aus dem Alltagschlamm hinauf in reinere Höhen, da werden sie wieder heruntergerissen durch Nichtigkeiten. Nicht so viel Zeit läßt man mir, die Ideen, die mich seit Wochen beschäftigen, niederzuschreiben. Der Tag naht, wo ich den Vortrag halten soll; ich werde mit leeren Händen kommen, weil der Fleischer da ist, weil Rudi eine neue Turnjacke haben muß, weil Erna mit einer Beule nach Hause kommt, weil deine Hemdenknöpfe abgerissen sind — o, daß ich jetzt noch leben muß, in der Zeit der Frauenknechtschaft! Warum nicht später, wenn die Ketten, welche Jahrtausende uns geschmiedet haben, von uns abgefallen sind, wenn unser Geist sich frei und leicht und ungehindert, phönixgleich aus dem Staube der Unterdrückung und Sklaverei erhoben hat, wenn wir euch gleichberechtigt sind, wenn wir — —“

Ebner, der erregt im Zimmer auf und ab gegangen war, wandte sich plötzlich zu ihr: „Erlaube mal, wie heißt denn dein Vortrag?“

„Wie er heißt?“ machte Marga herablassend. „Das Weib nach fünfhundert Jahren. Ein großes Thema, ein unerschöpflicher Gedankenquell.“

„Ein interessantes Thema in der That! Zeige einmal — wieviel hast du denn schon? — Mein Gott, da ist ja erst eine halbe Seite.“

„Das ist es ja. Komme ich denn zum Arbeiten? Und doch begeistert mich der Gedanke. O, dann sind wir frei — frei! Ach, wie wird es sein! Wäre mir nur ein Blick in jene Wunderwelt vergönnt —“

Ebner blieb plötzlich dicht vor seiner Frau stehen und blickte ihr fest ins Auge. Blikartig hatte ihn ein Ge-

danke durchzuckt. „Einen Blick möchtest du thuu in jene Wunderwelt?“ sagte er langsam. „Das kannst du haben, wenn du mir vertrauen willst.“

„Wie denn?“ rief Marga erstaunt und mißbilligend. „Hast du so wenig Achtung vor deiner Frau, daß du mit ihren heiligsten Empfindungen Spott treibst?“

„Keineswegs, ich sprach im Ernst, und nichts ist leichter. Hast du denn ganz die gewaltige Kraft vergessen, die sich uns jetzt zu offenbaren beginnt, die wir uns nutzbar machen können, die uns Empfindungen giebt, uns erleben und schauen läßt, was bisher noch in tiefem Dunkel lag?“

Fragend, zweifelnd sah Marga ihn an.

„Durch Suggestion. Ich hypnotisiere dich, und du lebst von dem Moment an fünfhundert Jahre später, also im fünfundzwanzigsten Jahrhundert. Da siehst du dann alles, wie es in Wirklichkeit ist, und kannst nachher im Frauenverein frisch von der Leber weg deine eigenen Erlebnisse schildern und brauchst kein Manuskript. Willst du?“

Unschlüssig blickte Marga vor sich nieder. „Ich habe mich bisher noch so gar nicht mit Hypnotismus beschäftigt, ich weiß nicht einmal, ob ich überhaupt zum Medium tauge.“

„Das laß meine Sorge sein und folge mir willig. Ich bin sehr gespannt auf alles, was du mir nachher erzählen wirst.“

Fest blickte er Marga an, die halb willenlos in einen Sessel glitt. Langsam strich er ihr mit der Hand über die Stirn — wieder und wieder, — und während ihr die Sinne schwanzen, sprach er mit eindringlicher Stimme: „Lebe jetzt nach fünfhundert Jahren!“

Starr und unbeweglich lag sie da. Und was sie träumte, das will ich hier erzählen.

2.

Das Haus, welches Frau Doktor Marga Ebner, die hochberühmte Arztin und Operateurin, mit ihrem Manne, Darling genannt, und zwei Kindern, Joli und Sokratia, im Jahre 2499 bewohnte, war aus einem uns unbekanntem Metall, welches das Aluminium an Leichtigkeit und den Stahl an Widerstandsfähigkeit übertraf, gefertigt und ließ sich leicht auseinandernehmen, damit man es jederzeit transportieren und an einem andern Ort wieder aufbauen konnte. In dem Zimmer, in dem sie sich aufhielt, erblickte man nur die notwendigsten Gerätschaften, denn die Möbel, deren man etwa benötigte, erschienen nach Belieben durch einen leichten Druck auf Federn. Ein fortwährendes starkes Summen erfüllte die Luft, und wenn man sich nach der Ursache umsah, so entdeckte man in der Wand zahllose Nischen mit telephonischen, telegraphischen und elektrischen Leitungen. Marga selbst steckte in grauer Normalkleidung, bis an die Knöchel reichenden Pumphosen und einer bis an den Hals zugeknöpften Jacke. Wenn man ihr Gesicht nicht sah, so konnte man nicht erraten, ob eine männliche oder weibliche Gestalt in diesen häßlichen grauen Falten verborgen war. Dünnes, grau-blondes, kurzes Haar legte sich um die hohe, von tiefen Denkerfalten durchzogene Stirne. Das Antlitz war blaß und abgearbeitet bis zur Entstellung, die Lippen dünn und blutleer; über den wässerigen, aber äußerst klugen Augen trug sie eine vierfache Brille und an der Schulter — wie alle Personen, mit denen sie während ihres Traumes in Berührung kam — ihre Buchstaben und ihre Nummer. Denn Eigennamen wurden den Kindern zwar bei ihrer Geburtseintragung gegeben, hatten jedoch nur für die engere Familie Geltung.

Die kleine, merkwürdig abgemagerte Gestalt saß an

einem mit dicken Folianten, Fläschchen und Dosen, Operationswerkzeugen und Kästen bedeckten Tisch und klimperte wie spielend auf einer Druckmaschine, die mit ungeheurer Schnelligkeit arbeitete.

In diesem Moment guckte Darling, ein zierliches, fett gekleidetes Männchen, Perücke und Schnurrbart gekräuselt und über und über mit Schmucksachen behängt, durch die Thür. Ein scharfes, die Nerven anreizendes, ätherartiges Parfüm drang mit ihm ins Zimmer.

„Darf ich kommen, Gefährtin?“ kispelte er bescheiden.
„Oder bist du noch beschäftigt?“

„Komm nur auf einen Augenblick herein, Darling.“

Er setzte sich neben Marga, welche ihn streichelte und liebevoll fragte: „Was hat denn mein Männchen heut den ganzen Tag gethan? Bist du ausgewaschen?“

„Ja,“ sagte er. „Erst war ich beim Friseur, dann bei der Schneiderin und zuletzt bei der Zahnärztin.“

„Armes Männchen!“ rief Marga.

„Ja,“ plauderte er, „ich habe Mut gefaßt und mir ein neues Gebiß machen lassen, das alte hielt nicht mehr. Aber nicht wahr, nun schenkst du mir zur Belohnung doch das wunderhübsche Armband, um das ich dich neulich schon bat?“

„Wollen einmal sehen, mein Liebling. Aber bei welcher Zahnärztin warst du denn?“

„Bei Nummer 3572. Sie wohnt in Konstantinopel, ich bin mit dem elektrischen Luftschiff hingefahren. Aber was ich da gesehen habe — so etwas hast du noch nicht in deiner Praxis gehabt, sage ich dir.“

„So, was war's denn?“

„Denke nur, da kam ein Junge von etwa sieben Jahren hin, und der hatte wahrhaftig noch einen Vorderzahn. Hast du schon einmal so etwas gehört?“

„Das ist freilich ein seltener Fall,“ meinte Marga inter-

effiert. „Wenn ich denke, daß unsere Kinder schon mit drei Jahren nur noch einige verstopfte Stifte hatten und Gebisse brauchten.“

„Nicht wahr? Weißt du, ich habe mir mein neues mit Türksisen besetzen lassen, das kleidet mich fabelhaft gut. Die Zahnärztin sagte das auch, überhaupt, die war recht liebenswürdig.“

„So?“ fragte Marga gedehnt. „Warst du etwa allein bei ihr?“

„Nun ja,“ machte der Gatte verschämt.

„Aber Kind, wie kannst du dich bei deinem Aeußeren solchen Gefahren aussetzen! Du weißt doch, daß ich es nicht liebe, wenn mein hübsches Männchen allein solche Besuche macht.“

Das Männchen verschob die Unterlippe und sagte trozig: „Man will doch auch sein bißchen Freiheit haben.“

„Freiheit? Du Freiheit?“ rief Marga empört. „Ei, ei, wie das klingt! Danke du deinem Gott, daß du eine Frau hast, die dich und die Kinder so anständig durchbringt. Ich bin deiner immer noch nicht überdrüssig. Keine von meinen Kolleginnen hat ihren Mann schon so lange wie ich dich.“

„Das ist wahr,“ meinte der Gatte und sah zur Seite, „wir leben nun schon neun Jahre zusammen. Eigentlich schrecklich lange,“ und leise fügte er hinzu: „Eigentlich schon viel zu lange.“

„Ja, mein Männchen,“ fuhr Marga eifrig fort, „und das kommt unseren Kindern zu gute, die, ausgenommen ihre zwei ersten Lebensjahre in der Säuglingsanstalt, ihre Jugend bei uns verlebt haben. An dem Tage, wo wir uns trennen, müssen sie in die Erziehungsanstalt. Aber wir denken an keine Trennung, nicht wahr, Kind?“

„Natürlich nicht,“ sagte das Männchen kleinlaut.

„Aber was hast du denn nur heut?“ fragte Marga.

„Du bist so abwesend, du mußt mich doch erheitern, zerstreuen in den wenigen Mußestunden, in denen ich mich meiner Familie widmen kann. Ich habe heute sowieso einen schweren Tag, und dabei bin ich so müde, so müde! — In eine Sitzung muß ich auch noch gehen. Mein Gott, wie ist das Erwerben schwer!“

„Was für eine Sitzung ist das?“ fragte Darling.

„Es stehen verschiedene Tagesfragen auf der Liste; wir wollen zum Beispiel Kolonien auf dem Mars gründen, denn der Boden dort ist noch reich an nahrhaften Bestandteilen, die Luft klar und prächtig, während man hier ja kaum noch atmen kann, da die Häuser fünfzig bis sechzig Stockwerke haben, und —“

„Das ist wahr,“ fiel hier das Männchen ein; „und dieses schreckliche Drahtnetz von all den Kabeln und Leitungen, das über unseren Köpfen ausgespannt ist! Aber lassen sich denn die Eingeborenen des Mars diese Ansiedelungen gefallen?“

Marga wiegte das Haupt: „Die Bevölkerung dort ist noch so unkultiviert, daß ihr die Bedingungen unserer Ernährungsweise nicht bekannt sind, sondern wie unsere Urväter sucht sie noch dem Boden durch schwere Arbeit Früchte abzugewinnen, ißt Tiere —“

„Was, Tiere?“ fragte Darling entsetzt. „O, wie ekelhaft!“

„Jawohl, so thöricht sind sie noch,“ meinte Marga. „Sie wissen noch nicht, daß man dieselben Nährstoffe viel einfacher auf chemischem Wege aus Wasser, Luft und Erde ziehen kann. Nun, und wenn uns die Marsbewohner nicht gutwillig aufnehmen, so heißt es eben kämpfen, das heißt wir machen sie uns durch Suggestion dienstbar. Früher hätte es einen Krieg gegeben.“

„Ach ja,“ machte das Männchen ironisch, „auch solch eine Scheußlichkeit aus der guten alten Zeit, wo der

Mensch den Menschen schlachtete, und wer am besten konnte morden, erhielt am Schlusse einen Orden. Da las ich heute eine reizende Geschichte im „Kosmopolitischen Weltblatt“. Sie spielt ums Jahr“ — er besann sich — „ums Jahr —“

„Ums Jahr 2000?“ fragte Marga.

„Ach ja! Daß ich keine Zahlen behalten kann!“

„Zeige einmal deinen Schädel her!“ Marga nahm den Kopf ihres Mannes in den Schoß, und nachdem sie die Perücke entfernt hatte, unterzog sie den glänzenden Schädel einer genauen wissenschaftlichen Untersuchung.

„Nun ja, armes Kerlchen,“ sagte sie darauf befriedigt, „dafür kannst du nichts, denn hier diese kleine Vertiefung bedeutet Mangel an Zahlengedächtnis. — Aber erzähle weiter!“

„Also diese Geschichte,“ fuhr ihr Mann fort, „handelt von dem großen Weltkriege ums Jahr 2000, der um ein kleines Ländchen, Türkei genannt, ausbrach und sich mit rapider Schnelligkeit verbreitete. Es kämpften Völker gegen Völker, denn damals waren die einzelnen Rassen noch nicht so ineinander verschmolzen, wie jetzt, sondern es gab Europäer, Chinesen, Japaner, Mohren, Indianer, — ja, sogar verschiedene Farben hatten sie.“

„Was doch mein Männchen nicht alles weiß,“ verwunderte sich Marga, „strenge nur dein niedliches Köpfschen nicht zu sehr an.“

„Gott bewahre, höre nur! Also alles schlug aufeinander los, es war eine kolossale Schlächterei, aber sie dauerte nur vierzig Tage, und wenn sie noch länger gewährt hätte, wäre die Welt ausgestorben. Was nun zurückblieb waren meistens Frauen, und die stiegen mächtig in die Höhe, studierten, eigneten sich alle wichtigen Aemter und Stellungen an, die sonst nur von Männern verwaltet wurden, und dadurch seid ihr so groß geworden. In der

Geschichte steht auch, daß eigentlich dem Manne die Herrschaft gebühre."

"Unsinn," protestierte Marga, "das hat gewiß so ein Emanzipierter geschrieben, und emanzipierte Männer sind mir schrecklich!"

"So?" trotzte das Männchen. "Meine Freunde sagen aber auch alle, daß eigentlich notwendig auch einmal ein Mann in die Weltreichstagsitzung gewählt werden müsse, der unsere Interessen wahren könnte."

Marga schüttelte den Kopf: "Überall Umsturzideen, wohin man schaut! Wohin soll das noch führen? — Freilich, wer weiß, wie noch alles kommt! Vielleicht überfallen uns die Völker des Mars mit einem rohen, urwüchsigen Kriege, gegen den wir mit all unseren hypnotischen Einflüssen und Geisteswaffen nichts ausrichten können, und da ja dann doch nur wir Frauen in den Kampf ziehen würden, denn ihr Männer seid ja zwar das schönere, aber auch das schwächere Geschlecht, so werden die Frauen vernichtet, die Männer bleiben am Leben und bemächtigen sich der Herrschaft."

"Zawohl, so wird's," jubelte der kleine Mann; "o, wer weiß, welche Geisteskräfte in uns schlummern! Es fehlt uns vielleicht nur an der Gelegenheit zur Entwicklung. Wir wissen ja, was für Männer gelebt haben."

"Na — na —" wehrte Marga ab.

"Nun, denke doch nur an den großen Goethe."

"Gott, na ja, der alte Herr hatte eine gesunde, geistige Verdauung, das ist ja schon viel. Immerhin litt auch er unter Störungen, denn nachdem man den geistigen Inhalt seines „Faust“ mittelst der Dpsilonstrahlen untersucht hatte, hat man gefunden, daß er vieles in poetischen Worten hervorgebracht hat, was er selbst nicht verstand. Was er Gescheites gesagt hat, verdankt er den Frauen, besonders seiner Mutter."

„Dho!“

„Na, das ist doch Thatsache, Darling.“

„So denke an die Helden, von denen uns die Geschichte erzählt — Moltke und Bismarck.“

„Ach,“ meinte Marga wegwerfend, „die haben wahrscheinlich nur kluge Frauen gehabt.“

„Nun, hoffentlich lehrt die Zukunft wieder, was in uns steckt. Ach, wenn ich doch in diesem späteren, goldenen Zeitalter lebte! Wie müßte das sein! Unser Jahrhundert leidet doch auch an zu vielen Uebelständen.“

„O nein, wir sind sehr fortgeschritten. Jetzt regiert größtenteils die Vernunft. Denke allein, wie viele sentimentale Gefühle man früher verschwendete. Man hat ja förmlich Schwelgerei mit lauter unnützen Empfindungen getrieben. Da war Vaterlandsliebe, Idealismus, Dankbarkeit, Pietät, Heimatsliebe — alles Begriffe, die man jetzt nicht mehr kennt.“

„Was bedeutet denn zum Beispiel Heimatsliebe?“

„Die Menschen hingen früher mit allen Fasern ihres Herzens an der Scholle, auf der sie geboren; sie blieben dort meist ihr Leben lang, und wenn sie in die Fremde mußten, zog es sie doch immer wieder unbezwinglich in die Heimat zurück.“

„Jetzt hat man keine Heimat mehr,“ sagte Darling traurig.

„Närrchen, die ganze Welt ist jetzt unser. Vermitteltst der brillanten Verkehrsmittel lebt man heute überall, und überall ist darum unsere Heimat. Siehst du das ein?“

„Ja freilich, so denke auch ich. Aber sag doch, seit wann existieren denn diese brillanten Verkehrsmittel?“

„Nun, schon vor dreihundert Jahren konnten die Leute zum Frühkonzert auf den Pyramiden sein und mittags am Nordpol speisen.“

„Aber nicht wahr, vor etwa fünfhundert Jahren, da mußten sie noch meist hübsch zu Hause bleiben?“

„Wenigstens die Mehrzahl. Ach, das war ein idyllisches Leben! Wenn sie ihr leichtes Tagewerk vollbracht hatten, gingen sie friedlich in den Wald, besuchten den See oder das Flößchen oder wandelten im eigenen Gärtchen unter hohen Bäumen, pflückten Blumen und Früchte —“

„Was?“ rief Darling erstaunt. „Blumen und Früchte besaßen sie und konnten sie pflücken? Solche, wie manchmal gegen schweres Geld gezeigt werden?“

„Ja, und die seltensten Tiere, wie Raketen und Hunde, Ratten und Mäuse, Sperlinge und Frösche, von denen jetzt nur noch wenige Exemplare mit der größten Mühe und Kunst am Leben erhalten werden, um als Merkwürdigkeiten gezeigt zu werden, sollen früher frei umhergelaufen sein.“

„O Gott,“ stöhnte das Männchen furchtsam, „da hätt' ich mich aber gar nicht auf die Straße getraut!“

„Und dann,“ fuhr Marga fort, „hatten sie eine Sorte Tiere, Pferde genannt, die benutzten sie zum Ziehen und ritten auf ihnen. Aber obgleich sie die armen, geplagten Wesen oft fast bis zu Tode hetzten, kamen sie doch nach unseren jetzigen Begriffen kaum von der Stelle.“

„Wenn das nur alles wahr ist!“ rief Darling. „Ich kann mir das nicht so recht vorstellen und möchte wohl einen Augenzeugen aus jener Zeit hören.“

„Nichts leichter,“ versicherte Marga. „Citire doch einen Geist aus jenem Jahrhundert, wozu stehen wir denn mit der Geisterwelt in Verbindung?“

„Ja, du hast recht, aber wie mache ich das, und ist das nicht ein wenig graulich?“ fragte er.

„Unsinn!“ rief Marga. „Dort neben jener Nische, in welcher sich die Leitung befindet, durch die wir mit dem Weltkabel in Verbindung stehen, ist ein Glasballon mit Platinaverschluß. Auf diesen drücke fest deine Fingerspitzen, denke konzentriert an das, was du willst, und du wirst den Erfolg sehen.“

Zögernd stand Margas Gatte auf, doch kaum hatte er ihre Weisung befolgt, als dunkle Schatten durch das Zimmer huschten und eine hohle Stimme sich vernehmen ließ: „Wer rief mich?“

Entsetzt wich das Männchen zurück und umklammerte Margas Arm. Diese aber rief: „Erst sage, wann lebstest du?“

„Zur Zeit des großen Weltkrieges.“

„Wer bist du?“

„Erfinder jener Höllenmaschine, die jede Minute Tausende von Menschen tötete oder verstümmelte.“

„Genug, genug,“ rief Marga, „nicht dich wollten wir hören.“ Und als die Erscheinung grollend verschwunden war, fügte sie hinzu: „Noch war's nicht der rechte Geist, du mußt durchaus nicht scharf genug gedacht haben.“

„So angestrengt ich irgend konnte,“ versicherte der Mann.

„O die Männer, die Männer!“ seufzte Marga. „Mit dem scharfen oder logischen Denken hapert's doch inmer. Laß mich einmal heran!“

Sie legte die Hände auf den Ballon, und allsobald erschien ein anderer Geist.

„Was ruft ihr mich?“ Klang es hohl und grausenhaft.

Darling schmiegte sich dicht an Marga an; diese streichelte ihn lächelnd und fragte dann ruhig: „Sprich, Geist, wann lebstest du?“

„Vor fünfhundert Jahren.“

„Dich wollen wir hören. Sprich, was warst du?“

„Offizier.“

„Wie war es auf der Welt, als du lebstest?“ fragte der Mann. „Was für ein Amt bekleidetest du?“

„Sprich erst von deinem Vater,“ bat Marga. „Was war er?“

„Mein Vater war ebenfalls Offizier. Da er den Ge-

nuß sehr liebte, geriet er in Schulden, und um sich von diesen zu befreien, nahm er ein reiches Mädchen ihres Kapitals wegen zum Weibe."

"Kapital!" rief Marga; „auch ein überwundener Standpunkt!"

"Wie," fragte aufgeregt Darling, „das ließ sich die Arme gefallen? Sie wußte, daß er ihr Geld brauchte und gab ihm ihre Liebe obendrein?"

"Von Liebe sprach man nicht. Er nahm sie ihren Eltern ab, gab ihr seinen wohlklingenden Namen, und dafür bekam er ihr Geld."

"Ach so, nun verstehe ich," meinte Darling, „sie wurde verkauft."

"So nannte man's nicht. Sie wurden einander fürs Leben angetraut und mußten sich Treue schwören."

"Fürs Leben?" rief Marga erstaunt. „Für das ganze, einzige Leben, das man hat? Und obgleich sie sich nicht liebten? Das war ja Frevel, und sie mußten ihren Schwur brechen."

"Meine Mutter hat ihn nie gebrochen. Sie war jung, als sie zum Altar schritt, man hatte ihr gesagt, die Liebe käme in der Ehe, und sie glaubte es. Es war aber nicht so. Noch nicht zwanzigjährig, sah sie sich um ihre Jugend, um alles Lebensglück betrogen."

"Aber warum verließ sie ihren Mann denn nicht?"

"Weil sie seine angetraute Ehefrau war; es war ein Schattendasein, welches meine Mutter und ich fristeten, denn die unglückliche Ehe meiner Eltern lastete auch schwer auf mir, dem einzigen, heranwachsenden Kinde."

Marga lachte. „Du Thor, warum gingst du denn nicht einfach in die Zentralerziehungsanstalt?"

"Die gab es damals nicht. Die Kinder waren an das Schicksal ihrer Eltern gebunden."

"Wie entsetzlich! Und wenn sich die Eltern nun gar

nichts aus ihnen machten, wenn sie nicht den Verstand hatten, ihnen Bildung und eine gute Erziehung zu geben, oder wenn sie sie gar darben ließen und schlecht behandelten?“

„Die Kinder gehörten den Eltern, diese hatten über sie zu bestimmen.“

„Aber sie mußten doch etwas lernen, um selbständig zu werden?“

„Die Knaben wohl, selten die Mädchen.“

„Und was thaten denn die Mädchen?“

„Sie heirateten meist.“

„Heiraten!“ rief Marga geringschätzig. „Heiraten ist doch kein Lebensberuf! — Nun, und was thaten die, die nicht heirateten?“

„Sie blieben, wenn sie sich ihr Brot nicht selbst zu verdienen brauchten, im Hause.“

„Und was thaten sie denn, ich meine, wofür lebten sie?“

„Sie langweilten oder amüsierten sich, je nachdem. Sie malten etwas, kochten etwas, sangen, spielten Klavier, sie ritten, radelten, trieben Sport, lernten Krankenpflege, hörten Vorträge, besuchten Fortbildungskurse, häfelten oder stickten, kurz, sie sahen zu, wie sie ihre Zeit am besten hinbrachten, und warteten trotz allem unentwegt auf einen Mann.“

„Die Armen! Aber ich fragte nicht nach ihren Beschäftigungen in den Feierstunden, ich meine, welche Berufsarbeiten sie ergriffen?“

„Sie hatten keinen Beruf.“

„Keinen Beruf? Aber das muß doch entsetzlich entwürdigend gewesen sein; waren sie denn nicht tief unglücklich?“

„Die meisten vermißten nichts.“

„Aber,“ fragte Marga eifrig, „die Mädchen, die ar-

beiteten, die waren wohl hochangesehen bei Männern und Frauen?"

"Im Gegenteil, sie waren gering geachtet. Man besoldete sie schlecht, verspottete sie wohl auch."

"Und die Frauen und Mädchen, die nichts thaten?"

"Die sahen hochmütig auf ihre arbeitenden Schwestern herab."

"Warum?"

"Weil Arbeit und Gelderwerb nicht für vornehm galten."

"Vornehm?" fragte Darling. "Was ist das?"

"Eine Spielart von Größenwahn," rief Marga; "ich erkläre dir das später. — Ich bitte dich, Geist, fahre fort in deiner Erzählung. Also du mußttest im Hause deiner Eltern bleiben?"

"Ich mußte nicht allein, ich wollte es auch; ich liebte meine Mutter und war ihr Dank schuldig."

"Dank?" fragte das Männchen mit großen Augen.

"Dank — wofür?"

"Sie hatte mir das Leben gegeben, mich in meiner Kindheit behütet, mich erzogen, Tage und Nächte für mich geopfert."

Jetzt lachten beide: "Und dafür meinstest du, ihr Dank schuldig zu sein? Sie hatte ihrem Gatten ein Kind geboren, und natürlich ließ sie es nicht verhungern oder umkommen, der Instinkt ließ sie es lieben als ein Stück von sich selbst. Was thatest du, was hatte deine Individualität damit zu thun."

"Ich hätte ja gar kein Gemüt haben müssen, wenn ich so gedacht hätte."

Darling schüttelte den Kopf. "Gemüt — Gemüt?" fragte er. "Komisches Wort, das kenne ich nicht."

"Gemüt," sagte Marga sinnend, "Gemüt, nein — davon habe ich auch noch nie etwas gehört. Aber, bitte — weiter! Du erzählst uns viel Neues."

„Nun denn, es kam ein Tag, da trug man uns den Vater als Leiche ins Haus.“

„Na, da waret ihr wohl froh?“ rief Darling erleichtert.

„Wir trauerten um ihn,“ sagte der Geist ernst. „War er doch der Mutter Gatte und mein Vater gewesen.“

„Wie inkonsequent und unlogisch,“ meinte Marga.

„Fortan,“ fuhr der Geist fort, „lebten wir beide nur füreinander. Unweit der Stadt hatten wir uns ein Grundstück gemietet mit einem Garten. Darin blühten die schönsten Rosen und Blumen aller Art, es wucherte und duftete, und dicht daran stieß ein Wald mit prächtigen hohen Bäumen, darin die Vögel nisteten und Rehe sprangen.“

„Wirklich, lebendige Vögel und in voller Freiheit?“

„Gewiß, alle Arten von Singvögeln; und wir hatten unsere helle Freude an ihrem Gesang. In diesem kleinen Paradiese richtete sich der niedergedrückte Sinn meiner Mutter wieder auf, trotzdem sich bei ihr ein schweres körperliches Leiden herausgestellt hatte. Wir befragten die berühmtesten Aerzte — und jeder wandte eine andere Methode an. Einer gab ihr scharfe Gifte in Gestalt von Pillen, Wässerchen, Kapseln ein; ein anderer mißhandelte sie mit eiskaltem Wasser; ein dritter gab ihr Zucker ein als Pulver oder Kügelchen und sagte ihr, daß sie fest glauben müsse, daß es ihr hülfte, dann würde sie gesund. Das war noch das beste, denn manchmal fühlte sie sich in ihrem Glauben wirklich auf einige Stunden besser. Im allgemeinen blieb sie an ihren Kollstuhl gefesselt, und ich verbrachte jede freie Stunde bei ihr. Wir brauchten keine fremden Menschen, hatten volles Genügen aneinander. Ich war Offizier geworden, wie meine Vorfahren alle, und hing an meinem Stande mit ganzem Herzen. So lebten wir eine Zeitlang glücklich zusammen, meine Mutter konnte schließlich auf Stunden ihr Lager verlassen

und sah in Haus und Garten nach dem Rechten, als eine neue Katastrophe hereinbrach. Eines Tages hörte ich im Offizierskasino von meiner Beförderung zum Premierlieutenant. Freudevoll eilte ich heim, um es meiner Mutter mitzuteilen, als ich an einer Straßenecke mit einem betrunkenen Studenten zusammentraf. Ich eilte weiter, doch eine Flut von Schmähungen folgte mir, die ich jedoch nicht beachtete, da ich der Sache keine Bedeutung beilegte, jedoch am anderen Morgen wurde mir von dem betreffenden Studenten eine Forderung übersandt zum Zweikampfe auf Pistolen."

"Der Arme war gewiß verrückt," meinte Marga.

"Du wiesest dies blödsinnige Ansinnen doch ab?" fragte Darling.

"Der Mensch war leider nicht verrückt," sagte der Geist, „sondern derartige Forderungen waren in damaliger Zeit unter den Gebildeten Sitte. Dieser Fall jedoch schien mir aller Vernunft Hohn zu sprechen, und ich dachte an meine Mutter, die entweder ihren Sohn als Mörder sehen mußte oder allein, halbgelähmt, ihrer einzigen Stütze beraubt, zurückbleiben würde. Ich dachte an den ganzen Wahnsinn, der in der Sache lag, und erklärte den Herren, daß ich weder irgend eine Beleidigung beabsichtigt noch empfunden hätte. Sie gingen, die Achseln zuckend, hinaus, und ich blieb in tausend Zweifeln, ob ich das Rechte gethan, zurück. Darüber wurde mir bald Klarheit; ich wurde zuerst vor den Oberst, dann vor das Ehrengericht berufen, und das Ende war, daß man mich aus meinem Stande, aus der Gesellschaft der „Menschen von Ehre“ ausstieß wie einen gemeinen Verbrecher. Da zog ich denn übers Meer nach Afrika. Da ich stets eine besondere Vorliebe für das Studium gehabt und in meinen Ruhestunden viel gelernt hatte, besonders mit der Naturheilkunde sehr vertraut war, so ließ ich mich in einer kleinen

Stadt mit halbwilder Bevölkerung als Naturarzt nieder. Ich war bescheiden in meinen Ansprüchen, und mir gelangen mehrere schwierige Kuren, dennoch blieben bald die Patienten aus.“

„Und warum?“

„Weil alle studierten Doktoren mich anfeindeten und die Patienten mir erklärten, ein richtiger Arzt gebe große Flaschen voll bitterer Medizin, wäre sehr grob und fordere große Summen; folglich könnte ich nichts verstehen. Schließlich wurde ich gar wegen Kurpfuscherei angeklagt und mußte, um nicht ins Gefängnis zu wandern, entfliehen. Unterwegs in einer elenden Hütte, in der ich mit meiner Mutter Zuflucht gesucht hatte, starb sie mir. Sie war das einzige Wesen, das mich auf Erden liebte, und das je meinem Herzen nahe gestanden hatte. Sie hatte die Heimat nie vergessen können, und in ihrer letzten Lebensstunde richtete sie sich von ihrem Schmerzenslager auf, blickte mit siebergläänzenden Augen hinaus auf die Riesenspalmen, um die sich fremde schimmernde Blüten rankten, und flüsterte mit sehnsüchtiger brechender Stimme: „Ihr deutschen Buchenwälder, ach könnt' ich euch noch einmal schauen! O, du süße Heimat! Ach, wie der Flieder duftet — mein Sohn — mein Sohn — ich danke dir! — Du warst mir alles, alles. Aber nun wollen wir heim — heim.“ Sie sank zurück in meine Arme und verschied.“

„Da hörtest du's,“ flüsterte Marga ihrem Gatten zu, „solchen Kultus trieb man mit unnötigen Gefühlen. — Aber du,“ wandte sie sich an den Geist, „du warst doch frei von dieser Krankheit?“

„Mit Ungewalt zog's auch mich zur Heimat zurück; als ein verbitterter, gebrochener Mann kam ich dort an. Nach vielen, vergeblichen Versuchen gelang es mir, Mitarbeiter einer Zeitung zu werden. Unter anderem sollte ich die Theaterkritiken schreiben. Ich studierte viel dazu

und ging mit Ernst und Liebe an die Sache. Meine erste Rezension gefiel mir: ich war durchaus sachlich geblieben, hatte mich in den Geist der Schöpfung vertieft, ohne Schärfe die Mängel der Dichtung und der Darstellung getadelt, das Gute gelobt und glaubte einiger anerkennenden Worte meines Chefs sicher zu sein. Statt dessen trat dieser mit dem verhängnisvollen Blatt, zitternd vor Wut, zu mir. Ich hatte die Heroine getadelt, ebenso den Direktor, der immer die schönen Freibillets schickte. „Aber Mensch, Mensch,“ schrie er und faßte meinen Rockknopf, „Sie langweilen ja das Publikum! Sie schreiben viel zu sachverständig, nehmen die Sache überhaupt viel zu ernst. Scharf, beißend, pikant müssen Sie sein, witzig, niederträchtig, böshaft, alles, was Sie wollen — nur nicht sachlich! Einige müssen Sie sich aufs Korn nehmen und immer wieder verspotten, auf sie sticheln, sie verhöhnen, damit das Publikum lacht; aber unsere Freunde und Freundinnen müssen Sie immer loben, ausnahmslos loben!“

Da hatte ich genug von der Zeitungsschreiberei und versuchte immer wieder anderes und traf es nie. Niemand konnte ich es recht machen. Da fragte ich denn eines Tages in meiner Verzweiflung einen alten, würdigen Mann, warum ich's denn zu nichts bringen könnte.

„Beste Freund,“ versetzte der, „Sie haben eben den Fehler, Gemüt und Charakter zu besitzen. Damit können Sie nicht fortkommen. Legen Sie das hübsch beiseite oder brauchen Sie es nur in Fällen, wo es nichts kostet, und benutzen Sie im übrigen Ihre Ellenbogen, und Sie werden mit Ihren Gaben bald ein gemachter Mann sein.“

Aber ich war schon zu müde, und als alter Soldat kaufte ich mir einen Revolver und schoß mich tot. Im Reiche der Geister fand ich viele, denen es wie mir gegangen war.“

Der Geist entschwand, und einige Augenblicke blieb

es still im Zimmer. Dann strich sich Marga aufatmend über die Stirn und sagte: „Da hast du eine Probe von der guten alten Zeit. Wie glücklich können wir sein, jetzt leben zu dürfen!“

„Die Armen tappten eben noch im Dunkeln umher,“ meinte Darling. „Aber wie mag es in anderen Dingen, zum Beispiel mit der Kunst oder der Musik, gestanden haben?“

„In dem Musikphonographen, den ich dir neulich schenkte, befinden sich ja auch alte klassische Sachen; laß uns sehen, ob sich nicht auch etwas aus dem neunzehnten Jahrhundert findet. Richtig — hier — gib acht!“

Marga hatte den Musikphonographen berührt, und sofort begann dieser zu spielen: „Im Grunewald, im Grunewald ist Holzauktion.“ Das Ehepaar lauschte aufmerksam und schweigend.

Nachdem der letzte Ton verklungen war, sagte Darling kopfschüttelnd: „Höchst merkwürdige Tonverbindungen! Also das ist die bekannte klassische Musik des neunzehnten Jahrhunderts?“

Marga zuckte die Achseln. „Jedenfalls stammt sie aus dem Zeitalter des großen Wagner, an dessen musikalischen Ideen noch die Musiker von heute zu knacken haben. — Doch hörch, man läutet an dem Weltkabel.“

Ein schrilles Läuten war aus einer der Nischen erklungen. Marga eilte hin, horchte und sprach: „K, Quadrat M, Nord 5307! Jawohl richtig. — Bitte! — In Neuseeland? — Gewiß! — Eine Operation? — — Wie alt ist die Jungfrau? — Viele Schmerzen? — — So! — Da muß schon ein neues, künstlich konstruiertes Herz eingesetzt werden. — Ja, ja, ein häufiger Fall. Noch etwas? — Ein siebzigjähriger Greis? — Das sind die Nieren. — Wir können es ja versuchen. — Wie? — Bitte, etwas lauter! — — Ja. — Freilich, Magen und Nieren herausnehmen, gründlich reinigen, beschneiden und

wieder einsetzen. — Gänzlich schmerzlos — selbstverständlich. Kollegin 1760 möchte assistieren, kann viel dabei lernen. — — Ja, erst kürzlich denselben Fall gehabt. — Wie, Jungfrau will lieber herkommen? Warum? — — So, na, auch gut! — In anderthalb Stunden kann sie kommen, sich erst ausruhen, bin dann wieder zurück. — O bitte, bitte! Haben Sie tüchtige, barmherzige Brüder? Sonst bringe ich welche mit. — So! — Na ja! — — Schön! — Schluß!“

„Du mußt nach Neuseeland?“ fragte Darling. „Wie fährst du denn da am besten?“

„Ganz einfach durch die Erde mit dem elektrischen Blitzfahrstuhl.“

„Soll ich mitkommen und dir behilflich sein?“

„Lieber heute nicht, Schätzchen, heute brauche ich schon eine weibliche Kraft. Du bist zu so etwas viel zu nervös. Aber was wirst du inzwischen thun?“

„Ich? O, ich habe mancherlei wichtige Sachen vor. Ich treffe mit einigen Fremden am Nordpol zusammen, wir haben da einen sehr hübschen Fleck zu unseren Versammlungen herausgefunden; es steht dort ein uraltes Denkmal in Stein gemeißelt, wohl fünfhundert Jahre alt, das einen gewissen Fritjof Nansen darstellt, der zuerst bis zum Nordpol vorgeedrungen sein soll. Dicht daneben hat man ein fünfzigstöckiges Lusthaus aufgestellt, in jedem Stockwerk kann man einen besonderen wunderbaren Genuß haben. Zum Beispiel sind da mächtige Säle, in welchen die berühmten Duftkonzerte gegeben werden. Ach, weißt du, das ist eine Harmonie von Wohlgerüchen, ein Durcheinanderfluten und -wogen vom feinsten, kaum bemerkbaren Hauch bis zu den berauschendsten, Sinne und Geist anreizenden Düften, da finden in den wunderbarsten Schlußaccorden selbst die subtilsten Nerven eine Befriedigung — ach, es ist köstlich! Warst du schon da?“

„Gewiß, kleiner Schwärmer,“ lächelte Marga; „und dann die Illusionshallen, wo man auf Stunden alles erlebt oder zu erleben meint, was man sich wünscht! Und was meinst du zu der Gefühlsinjektion?“

„Die kenne ich noch nicht,“ rief Darling. „Was ist denn das?“

„Nun, die einzelnen Personen werden in kleine, aber mit raffiniertem Luxus ausgestattete Räume gesteckt; vermittelt eines Ballons werden einem die wunderbarsten und erhebensten Gefühle zugeführt. Jetzt glaubt man zum Beispiel den heißen, erschlafenen Körper von den erfrischenden Meeresswogen umspült zu fühlen; jetzt glaubt man, nach langer, furchtbarer Kerkerhaft öffne sich das eiserne Thor und man träte hinaus ins Sonnenlicht, in die lockende, himmlische Freiheit; jetzt plötzlich fühlt man die Nähe des Geliebten, dann wieder erfüllt uns hohe Begeisterung für alles Gute, Große; dann glaubt man sich von schwerer Krankheit genesen und dem Leben wiedergegeben, oder man hat ein langes, schmerzreiches Leben geführt und schlummert nun ein zu wonnigem Frieden, zu ewiger Ruhe.“

„Da muß ich hin, da muß ich hin,“ rief Darling.

„Und vergiß auch nicht, dir den seltsamen Menschen anzusehen, der ohne jede Brille sehen kann.“

„Ohne Brille? Das ist doch nicht möglich.“

„Zawohl, und er kann sogar lesen, schreiben, alles ohne jede Brille. — Aber jetzt muß ich fort! Doch halt, erst will ich den Kindern noch meine Befehle hinterlassen.“ Bei diesen Worten öffnete sie den Hausphonographen und sprach hinein: „Die Krastpillen liegen in dem Speisefasten. Sokratia soll drei nehmen, und Zoli zwei; habt ihr dann noch Nahrungsbedürfnis, so nehme jedes einen Löffel Stärkekessenz. Sokratia soll dann theosophische Studien machen oder an ihrem wissenschaftlichen

Werke weiterarbeiten, der kleine Joli kann in dem Geschichtenbuch „Der erste Erdenbewohner auf dem Mars“ lesen. — Doch jetzt ist es die höchste Zeit, daß ich fortkomme — also leb wohl!“

„Aber Gefährtin,“ rief Darling, „wenn du den Weg zum Fahrstuhl zu Fuß machen willst, so mußt du dir doch Klingeln umbinden, sonst wirst du ja niedergeradelt, =gefahren, =gefarrrt, =gerollt.“

„Meinetwegen, kleiner Angsthase,“ lächelte Marga und band sich um Hals, Hände und Füße fünf Klingeln. „Aber so schlimm ist es jetzt gar nicht mehr in den Straßen, der Hauptverkehr ist in der Luft, da ist man allerdings vor all den Luftschiffen, Flugrädern, Luftschwimmmaschinen und Flügelkutschen seines Lebens nicht mehr sicher. Also adieu!“

Darling blickte ihr sinnend nach. „Meine gute Frau fängt an, mir langweilig zu werden,“ philosophierte er dann. „Sie ist doch für ihre Jahre schon kolossal heruntergewirtschaftet, nach irgend einem bißchen Schönheit sucht man selbst mit der Laterne vergebens. Es ist doch nicht gut, wenn man zu lange zusammenlebt, denn wenn man dann Lust hat, sich wieder zu trennen, hat es immerhin etwas Peinliches. Man muß öfter wechseln, dann ist es leichter. — Komisch, die Frauen verlangen im allgemeinen seltener nach Wechsel, als wir! Die meine sagte mir ganz großmütig, ich wäre ihr noch nicht zumider. — Aber sie mir! — Nun, ich will sehen, ob ich nicht jenes holde Wesen wiederfinden kann, das mich neulich mit auf die Flugmaschine nahm, als die meine nicht funktionierte und stürzen wollte. — Ah, sieh da, das „Kosmopolitische Stundenblatt“! rief er befriedigt und hob eine Zeitung von ungeheurem Umfang auf, die soeben durch eine unsichtbare Spalte ins Zimmer geflogen war. „Brrr,“ machte er, „die ist ja noch ganz naß! Na ja, vor sieben Minuten

in Chicago gedruckt und durch das elektrische Wurfrohr hergspeidiert; da ist es kein Wunder. — Na, was giebt's denn Neues? Was? — Eine Sonnenbahn will man bauen? Unsinn — die Temperaturverhältnisse sind ja dort für uns unmöglich! Aber für so etwas begeistert sich unsere Sportswelt. Hier sind Fernseher angepriesen, vermittelst deren man den guten Leuten auf dem Mars in die Kochtöpfe gucken kann. Da kocht nämlich noch jeder Haushalt für sich, wie es bei unseren rohen Vorfahren Mode war. Das haben gewiß immer die Männer besorgen müssen, denn denen fällt ja immer das Unangenehmste zu. Und hier — wie seltsam! Bei einer Luftschiffahrt nach der Venus sind eine Frau und ein Mann durch Sturmwind aus dem Luftschiff geweht, und da die Anziehungskraft der Erde bereits unter ihnen lag, wurden sie von der Atmosphäre der Milchstraße angezogen und schweben nun, sich ängstlich aneinander anklammernd, dieser entgegen. Gott bewahre mich, wenn ich mit meiner Alten —“

Hier wurde sein Selbstgespräch durch eine schrille Stimme unterbrochen, welche sich draußen hören ließ: „Die Frau Ärztin ist nicht hier, sie ist auf eine Stunde nach Neuseeland hinuntergefahren, kommt bald wieder.“

Es war der mechanische Portier, welcher diese Weisung erteilte.

Eine andere, lebendige, sonore Stimme ließ sich darauf hören: „Ich bin zur Operation herbestellt und werde warten.“

Darling sprang auf. „Diese Stimme,“ rief er erregt, „diese weiblich-starke, kräftige Stimme muß ich schon gehört haben. Es muß die Fremde sein, die Unbekannte —“

Die Sprecherin trat ein. Sie war jünger als Marga, weniger abgearbeitet, und um ihre Lippen lag ein leichter Flaum. Im übrigen war sie ebenso gekleidet wie Marga,

trug vor den Augen ein opernglasartiges Instrument und unterm Arm einen mächtigen Karton. Als sie Darling erblickte, blieb sie wie erstarrt stehen.

„Ist er's?“ flüsterte sie.

„Sie ist's,“ murmelte Darling.

Da trat die Fremde entschlossen vor.

„Sind Sie nicht derjenige, welcher neulich mit seiner Flugmaschine verunglückte?“ fragte sie eindringlich.

Darling senkte verschämt die Augen. „Ach, ja, ich bin's,“ lispelte er.

„Wie klein sind die Welten!“ rief die Fremde aus.

„Ihretwegen wollte ich mich soeben operieren lassen.“

„Meinetwegen? Warum?“ flüsterte Darling und versuchte heimlich einen Blick in den Spiegel zu thun.

„Ahnen Sie's nicht?“ fragte die Fremde. „Einen neuen, nichtsühlenden Herzmuskel wollte ich mir einsetzen lassen, denn seit ich an Ihrer Seite die Luft durchsaufte, habe ich an dieser Stelle ein Stechen und Brennen, ein peinigendes Gefühl — ich bin unfähig zur Arbeit, meine Gedanken weilen bei Ihnen, meine Phantasie beschäftigt sich aufs eingehendste mit Ihnen, ich ahne, daß wir gleiche Instinkte haben, daß unsere Gefühlsnerven sympathisieren — kurz, alle meine Pulse schlagen Ihnen entgegen. Doch, da ich mir Ihre Nummer und Buchstaben nicht gemerkt hatte, glaubte ich nicht, Sie je wiederzufinden. Ich war verzweifelt.“

„Ich ahnte es,“ flötete Darling.

„Und nun, Sie Angebeteter, da ich Ihnen hier begegne, lassen Sie mich fragen: Ist Ihnen meine Atmosphäre sympathisch? Darf ich hoffen, oder sind Sie bereits anderweitig engagiert?“

Darling räusperte sich. „Augenblicklich — ja,“ flüsterte er zögernd. „Ich bin nämlich der Mann und Gehilfe der hochberühmten Ärztin, die Sie hier konsultieren

wollten. Aber dies Engagement ist schon alten Datums und ließe sich natürlich leicht lösen.“

„O, Sie schenken mir den Himmel!“ rief die Fremde feurig und wollte Darling umfassen.

Dieser aber wich zurück. Die leichte Befangenheit, die sein Antlitz kurze Minuten verschönt hatte, wich plötzlich einem Zuge kalter Berechnung.

„Verzeihen Sie,“ sagte er in geschäftsmäßigem Tone. „Erst möchte ich Sie bitten, mir einige Fragen zu beantworten: Was sind Sie, wieviel verdienen Sie und was für ein Dasein bieten Sie mir?“

„Ich bin Altertumshändlerin,“ antwortete die Fremde; „mein Geschäft ist einträglich, und ich will Ihnen sogleich einige Proben meines reich assortierten Warenlagers vorlegen. Sehen Sie hier diese merkwürdige Kopfbedeckung. Sie ist etwa fünfhundert Jahre alt und ist der cylinderförmige Hut eines Mannes, wie ihn dieser bei besonders feierlichen Gelegenheiten trug. Ich weiß wohl, daß noch viele derartige Exemplare für echt gezeigt werden, doch dies ist das einzig authentisch-beglaubigte. — Hier sind einige Sachen aus dem neunzehnten Jahrhundert: dieser Leibpanzer, mit Seidenstoff bezogen, ist aus dem Brautschatz einer damals regierenden Fürstlichkeit. Man nannte ihn „Korsett“ und trug ihn unter dem Kleide.“

„Wie machte man denn das?“ fragte Darling.

„Man legte ihn sich um die Taille und schnürte ihn dann von hinten so eng zusammen, als es irgend möglich war.“

„Ach so, es war wohl eine Art Marter, die armen Sündern für ein Vergehen auferlegt wurde?“

„Im Gegenteil,“ belehrte ihn die Fremde, „man trug ihn freiwillig, und zu Festlichkeiten wurde er noch besonders eng zusammengeschnürt.“

„Die Armen!“ rief Darling. „Aber das war doch

wohl nur bei einzelnen halbwilden Stämmen Mode, zum Beispiel bei denen, die sich auch Ringe durch Ohren und Nasen zogen?"

„Verzeihung, Verehrtester, aber es soll gerade eine Sitte der zivilisierten Welt gewesen sein, die sich durch diese Mode zwar die schmerzhaftesten und langwierigsten Krankheiten zuzog, aber dennoch an ihr jahrhundertlang festhielt.“

„So, so!“ sagte Darling, die Fremde mit pfliffigen Augen von der Seite ansehend. „Und haben das die Männer oder die Frauen getragen?“

Die Händlerin wurde verlegen. „Ich — hm — ich kann es wirklich nicht so genau sagen.“

„Könnten wir denn nicht im Katalog nachsehen?“ beeilte sich Darling vorzuschlagen.

„Aber bitte, das hält ja so auf,“ wehrte die Fremde; „sehen Sie hier lieber diesen Bekleidungsgegenstand, den bestimmt nur Männer trugen. Im Katalog steht darüber: Interessantestes Stück aus dem Louvre in Paris: der Frack, den Präsident Faure trug, als er von dem russischen Zaren, der Frankreich mit seinem Besuche beglückt hatte, zum Abschied geküßt wurde.“

Darling besah sich das Kleidungsstück interessiert von allen Seiten und zog es dann verkehrt an. „Steht mir das?“ fragte er und drehte sich nach allen Seiten.

Die Fremde räusperte sich verlegen. „Es ist in der That nicht möglich, daß irgend etwas Ihre Schönheit entstellen könnte, sonst — sonst möchte ich sagen —“

„Ich verstehe,“ lächelte Darling und entledigte sich des Frackes. „Ich kann mir allerdings kein unbequemerer und entstellenderes Kleidungsstück vorstellen. Doch was haben Sie hier?“ rief er, eine alte Sardinienbüchse aus einem kostbaren seidnen Futteral nehmend. „Dies ist ja ein ganz merkwürdiges Schächtelchen.“

„Es ist eines der wertvollsten Stücke meiner Sammlung,“ sagte die Fremde. „Bei Abtragung eines alten Hauses ist in einem halbverfallenen Keller ein bedeutender Schatz gefunden worden: mehrere dieser Metallgefäße, sowie andere hochinteressante Scherben. Man hat durch mikroskopische Untersuchungen noch Spuren von einem Del darin gefunden, vermutet also, daß diese Behälter einstmals eine Art von Heiligenlämpchen gewesen sind, wie sie die Alten vor ihren Altären entzündeten, doch sind darüber die größten Gelehrten noch uneinig.“

„So, so, in der That sehr interessant!“

Darling stöberte mit lebhafter Neugier in dem Karton umher und holte jetzt einen großen alten Regenschirm hervor.

„Was ist das für eine Maschine?“ fragte er.

„Es ist ein Privatregendach. Jeder Mensch mußte, wenn es damals regnete, solch Institut über sich ausspannen und tragen; da aber der Boden natürlich trotzdem schmutzig wurde, mußten die Damen, die damals lange schleppende Gewänder trugen, diese hochhalten; dazu trugen sie oft noch Pakete, so daß sie wie Lasttiere schwerbeladen, mühsam einherleuchteten.“

„Wie,“ fragte Darling, „hatten sie denn noch keine Regenableiter, durch die das Wasser in hohe Röhren geführt wird, die es dann wieder dahin leiten, wo es gerade am nötigsten gebraucht wird? Man erzeugt doch durch diese starke Strömung gerade die meiste Elektrizität!“

„Davon ahnte ihnen noch nichts. Aber geben Sie acht! Hier sehen sie einige Gemälde aus jener Zeit. Dies hier stellt einen Löwen dar, ein furchtbares Raubtier, das in Wüsten lebte und Menschen fraß.“

„Um Gottes willen!“ rief Darling furchtsam. „Und hat das ein Mensch so — nach der Natur — gemalt?“

„Jawohl, sogar ein Mann, ein gewisser Meyerheim.“

„Ein Mann!“ frohlockte Darling. „Und da heißt's immer, wir Männer hätten keinen Mut. — Und was ist das?“

„Rosen, nach der Natur gemalt von einer gewissen C. Klein.“

„So groß und farbenprächtig! Und jetzt sind die mühsam gezüchteten blaß und klein wie Daumnägel. O, diese selige Zeit, da die Männer Löwen, und die Frauen Rosen malten!“

„Wenn's nicht auf einer Verwechslung beruht,“ warf die Fremde ein. „Aber sehen Sie dies Bild: auf der jetzt schon sehr abgekühlten Erde sprießt noch grünes Gras, bunte Blumen blühen, und dort sehen Sie eine Jungfrau und einen Jüngling in enger Umarmung sitzen.“

„Zeigen Sie das mal näher,“ bat Darling höchst interessiert. „Ja, aber was machen denn die auf dem Bilde? Der Mann legt ja seine Lippen auf die des Mädchens — warum thut er das?“

Die Fremde lächelte. „Das war dazumal ein Liebeszeichen, man nannte es küssen — höchst merkwürdig und gesundheitschädlich!“

„Ist's möglich! Und daß er der angreifende Teil ist! Er mußte doch warten können — nein, wie unmännlich! — Wie das wohl sein mag, wenn sich zwei so küssen?“

Die Fremde neigte sich näher zu Darling: „Wir können es ja probieren.“

„Meinen Sie? Nun ja, wenn Sie es so wünschen — der Wissenschaft wegen.“

Und sie umschlangen sich und küßten einander.

„Nun, was halten Sie von dieser Sitte unserer Vorfahren?“ fragte endlich die Fremde.

„Nun,“ kispelte Darling, „sie wäre ja gar nicht ohne, aber mein Herzmuskel ist dadurch in so lebhafteste Schwingungen versetzt — —“

„Ja, im Grunde genommen ist es eine tierische Aeußerung der Liebe, deren man heute nicht mehr benötigt. Wenn die zartesten Empfindungsnerven von der Atmosphäre des anderen befriedigt sind, wenn die minimalste Gefühlsregung des einen bei dem anderen ein freundliches Verstehen hervorbringt, wenn sie im Zusammensein eine beglückende Unruhe, eine unruhige Beglückung empfinden, dann —“

„Dann?“ fragte Darling schmachtdend.

„Dann können sie es ruhig wagen, miteinander auf einige Zeit die Fahrt durchs Leben zu wagen. Wollen Sie?“

„Ob ich will?“ fragte Darling verschämt. „Ach, alles, was Sie da sagen, klingt mir so vertraut, — ich bin überzeugt, in Ihnen das zu finden, was ich an meiner bisherigen Gefährtin so oft vermißt habe, — kurz — ja ich will, — — das heißt,“ fügte er kleinlaut hinzu, „wenn meine Frau es erlaubt.“

„Ihre Frau?“ lachte die Fremde. „Die wird nicht gefragt, und Sie werden der Meine noch heute, noch in dieser Stunde, und wenn Sie so wollen, wie ich, dann machen wir unsere Hochzeitsreise nach dem Monde.“

Darling dachte eine Weile nach. „Ich bin ja im Prinzip ganz mit Ihnen einverstanden,“ sagte er, „und nach dem Monde wollte ich schon lange gern, aber mich deucht, mitteilen muß ich es meiner Frau doch wohl. Auch sind noch einige Formalitäten zu erledigen; die Kinder müssen in die Erziehungsanstalt gebracht werden —“

„Sie nehmen viel zu viel Rücksichten, Sie weichherziger, kleiner Mann! Aber wenn Sie darauf bestehen, dann können wir es ja gleich besorgen. — Komm, mein Flugrad hat zwei Sitze, wir holen die Beamten, und noch heute wirst du mein!“

3.

Bald nachdem das Liebespaar das Zimmer verlassen hatte, erschien des Hauses Töchterlein, Sokratia. Sie lehnte ihr Flugrad an die Wand, schnallte sich eine Art Opernglas von den blöden Augen ab, reckte die unschönen, mageren Glieder und seufzte tief auf.

„So,“ rief sie, sich in der Mutter Sorgenstuhl fallen lassend, „da hätte man mal wieder einen Teil der Tageslast hinter sich. Was ist dieses Leben doch für eine unglückliche, unverständige Einrichtung! Warum mußte man geboren werden? — Gott, mein armes Gehirn — wie das schmerzt! Was habe ich aber heut auch schon alles lernen müssen?! Manbürdet uns Mädchen doch zu viel auf! Wie gut haben's dagegen die Knaben, die lernen nur halb so viel, werden einfach geheiratet, und dann sind sie versorgt. — Wie es scheint, sind meine Eltern nicht anwesend, und da ich fühle, daß meinem Körper eine Zuführung von Stickstoff zuträglich wäre, werde ich mir etwas Nahrung suchen.“

Sie kramte und suchte lange umher, ohne das Gewünschte zu finden, und ließ sich endlich ermüdet in den Sessel fallen. Ihr Gesicht hatte förmlich greisenhafte Züge bekommen und einen Ausdruck von tiefstem Lebensüberdruß. „Ich bin wirklich am Ende,“ sagte sie matt, „wozu diese Last noch weiter tragen — ich mache nächstens Schluß!“

„Womit?“ fragte ihr Bruder Zoli, ins Zimmer tretend.

„Mit meinem elenden Dasein,“ sagte Sokratia.

„Bah,“ machte Zoli, „das sind Babygrillen, die du wirklich schon überwunden haben solltest. Die meisten Selbstmorde werden von Kindern unter sechs Jahren verübt.“

„Wenn man aber doch nicht mehr mag!“ rief So-

kratia. „Jetzt freilich wäre es etwas schwer für mich, abzukommen, da ich noch mit einer wissenschaftlichen Arbeit beschäftigt bin, die nach meiner Berechnung eine immense Wirkung auf die geistige Fortentwicklung des gesamten Menschengeschlechts haben wird. Es ist deshalb leider eine dringende Notwendigkeit, daß mein Buch erscheint, sonst —“

„Da bin ich aber recht gespannt auf dieses Werk,“ rief Joli. „Uebrigens haben wir uns ja mehrere Tage nicht gesehen, — wo warst du eigentlich?“

„Auf einer Forschungsreise — und bin soeben recht hungrig und stärkungsbedürftig zurückgekommen, kann aber nirgends Nahrung finden. Doch da fällt mir ein, vielleicht hat unsere Alte im Phonographen Bescheid für uns hinterlassen; sieh doch einmal nach!“

Willig sprang Joli zum Phonographen, worauf dieser nach einem leichten Druck auf die Feder die Worte der Mutter wiedergab.

„Si, in dem hübschen Buch „Der erste Erdenbewohner auf dem Mars“ darfst du lesen, das freut mich!“ rief Joli. „Ich sage dir, das ist originell!“

„Gar nicht originell, Kind,“ rief Sokratia. „Es ist ein Buch für Knaben, wir Mädchen lesen solches Zeug nicht. Aber hier sind endlich die Kraftpillen, komm, Knabe, stärke dich!“

Sie steckte bei diesen Worten Joli zwei Kraftpillen in den Mund und aß selbst drei.

„Ach, das thut gut!“ rief der Knabe. „Ich hatte auch einen wahren Riesen hunger.“

„So möchtest du noch mehr?“

„Nein, danke, danke — ich bin übersatt.“

„Daß doch der Körper immer wieder sein Recht verlangt,“ philosophierte Sokratia, „und der mächtige Geist von der Materie abhängig ist! Doch berichte mir, was du in der Schule lernst.“

„Ach, wieder diese insamen, alten Sprachen, die nur zur Quälerei erfunden sind — Deutsch, Englisch und Französisch! Es ist reiner Unsinn, die zu lernen. Gebrauchen thut man sie ja doch nie, unsere Weltsprache ist doch viel schöner.“

„Aber Kind, wir müssen sie doch lernen, um die Werke der alten Klassiker in der Ursprache lesen zu können. Das gehört nun einmal zur Gelehrsamkeit.“

„Na ja, was hörst du denn jetzt für Vorträge?“

„Ueber Mystik, Theosophie, Mnemotechnik, Phrenologie, doch am interessantesten ist mir die Philosophie des Unmöglichen.“

„Mit diesen Sachen verschont man uns zum Glück. Aber höre nur, was für einen famosen Witz wir heute in der Schule erlebt haben. Denke nur, ein Junge hatte eine Taschenelektrifiziermaschine mitgebracht und sie unter dem Stuhl der Professorin befestigt. Kaum setzte sich die, als sie einen so tollen Schlag erhielt, daß ihr sämtliche Brillen von der Nase fielen, und ihr die Haare kerzengerade in die Höhe standen. Das war ein Anblick! Mehrere Knaben, die photographische Apparate in ihren Armbändern hatten, machten sofort Aufnahmen von ihr. Natürlich wollte sie wissen, wer der Uebelthäter gewesen sei, aber der Junge, den sie im Verdacht hatte, leugnete es ab. Da — schwapps! — holte sie einfach aus dem Pulte einen Ppsilonstrahlenapparat, photographierte sein Gehirn, und nun konnten wir alle genau die Lügenflecken im Gehirn, auf der Platte sehen.“

„Ja, das ist eine wunderbare Einrichtung, die besonders Verbrechern gegenüber unbezahlbar ist. Nun kann niemand mehr unschuldig verurteilt werden. Aber sprich — was that die Professorin mit dem unbotmäßigen Knaben?“

„Natürlich setzte sie ihn nun auf den Stuhl mit der

Elektrifiziermaschine. Der brüllte aber, sage ich dir, und natürlich wurde auch er mehrfach photographiert."

In diesem Augenblick hörte man Klingeln, und Marga trat ins Zimmer.

"Ah, sieh da, meine Kinder!" rief sie, sich die Schellen abbindend. "Sokratia, du warst einige Tage abwesend, wo hast du dich aufgehalten?"

"Wir haben eine Forschungsreise auf den Grund des Meeres gemacht."

"Du hättest mich doch vorher davon benachrichtigen können."

"Aber ich bitte dich," rief Sokratia vorwurfsvoll, "das wäre doch eine Beschränkung meiner Freiheit, die ich nicht zu ertragen wünsche! Ich werde bereits neun Jahre, da ist's die höchste Zeit, selbständig zu werden."

"So, und ich werde acht," rief Joli erregt, "und man behandelt mich noch wie ein Kind."

"Du bist ja auch nur ein Junge!" rief Sokratia.

"Ach, ich wollte, ich wäre ein Mädchen geworden, daß ich mal frei würde! O diese Geistesklaverei, in der wir Männer schmachten!"

"Das hat das Närrchen von seinem Vater gehört," lächelte Marga. "Aber, Kleiner, laß solche Reden nicht laut werden, sonst nimmt dich später keine Frau, und du mußt als alter, verachteter Junggeselle kümmerlich dein Leben fristen. Aber wo mag euer Vater sein? Weilt er noch in den Illusionshallen?"

"Horch, kommt er da nicht eben?" rief Joli.

"Wahrscheinlich," bestätigte Sokratia, "das wird der liebe Kleine wohl sein."

Die Thür öffnete sich, und Darling trat mit der Fremden ein, gefolgt von zwei Beamten der Zentralerziehungsaustalt. Als er Marga erblickte, zögerte er einen Augenblick, aber auf einen ermutigenden Blick seiner

Gefährtin sagte er kurz, auf die erstere weisend: „Dies, teure Freundin, ist meine bisherige Gefährtin.“

Marga hatte erstaunt aufgesehen und blickte jetzt fragend von einem zum anderen. „Bisherige Gefährtin?“ fragte sie. „Was soll das?“

„Ich — ich wollte dir —“ begann Darling, dann stockte er.

Marga sah ihn prüfend von der Seite an. „Was wolltest du?“

„Nun ja — ich — aber sieh mich doch nicht so an, es ist doch etwas ganz Natürliches —“

„Was denn nur?“ rief Marga. „Was soll die ganze Komödie?“

„Ich — ich,“ stotterte Darling wieder, aber die Fremde wies ihn zur Ruhe.

„Laß mich sprechen; dem Manne geziemt es zu schweigen in ernstern Angelegenheiten, das Weib muß handeln und reden.“

Sie wandte sich zu Marga.

„Ich erlaube mir also, Ihnen in aller Kürze die schuldige Mitteilung zu machen, daß dieser Herr hier gesonnen ist, sich zu verändern. Es ist uns beiden klar geworden, daß wir für einige Zeit nicht ohne einander leben können. Ich bin die Jungfrau, der Sie ein neues Herz einsetzen wollten — um feinetwillen; es ist nicht mehr nötig. Gern werde ich Sie jedoch ein andermal vorkommenden Falles konsultieren, so wie ich hoffe, auf Ihre werthe Kundschaft rechnen zu dürfen. Sollten Sie je Bedarf an Altertümern haben, so bitte ich Sie, sich meiner zu erinnern, ich werde Sie in Anbetracht der Verhältnisse ganz besonders gut bedienen. Mit der äußeren Versorgung Ihres bisherigen Gefährten dürften Sie zufrieden sein, da ich mich in guten Verhältnissen befinde. Ich besitze ein Flugrad, einen elektrischen Blikswagen und ein

Luftschiff für sechs Personen. Es wird uns freuen, wenn Sie in demselben hin und wieder an unseren Exkursionen teilnehmen, — nicht wahr, Liebster?“

Marga hatte diesen Redestrom ruhig über sich ergehen lassen. Sie hatte das Kinn in die Hand vergraben und nickte einigemal vor sich hin. Ein schmerzlicher Zug hatte sich um ihre Mundwinkel gelagert, und jetzt blickte sie voll zu Darling auf. „Also du willst mich verlassen?“ fragte sie ruhig.

Dieser wurde rot und blickte verlegen vor sich hin.

„Habe ich dir's an irgend etwas fehlen lassen? Bin ich nicht gut zu dir gewesen? Warst du nicht gern bei mir?“ fragte Marga weiter.

Darling spielte an seinen Armbändern, nickte dann und sagte: „Doch — doch.“

„Nun also, warum gehst du fort?“

Darling blickte auf und begegnete den Augen der Fremden, die mit faszinierendem Ausdruck auf ihn gerichtet waren.

Da war es, als schüttle er den letzten Rest von Befangenheit von sich ab, und kalt und ruhig erwiderte er: „Einfach, weil ich mich in die da verliebt habe. Und im übrigen ist es doch so der natürliche Lauf der Welt, daß man sich nach einer gewissen Zeit mit einer jüngeren — und — hm — weniger abgearbeiteten Frau verbindet, ja, ich muß sagen, daß ich schon längere Zeit mit dem Gedanken umgegangen bin. Denke doch nur, wie lange wir schon zusammenleben — fast zehn Jahre! Es ist wirklich höchste Zeit, daß der Geschichte ein Ende gemacht wird.“

„Ja, ja, Kind, es ist dir ja im Grunde gar nicht zu verdenken,“ rief Marga. „Aber ich hatte mich nun schon einmal an dich gewöhnt und hatte dich als Assistenten schon ganz nett angelernt. Es paßt mir nur augen-

blicklich absolut nicht, — ja richtig, — und dann die Kinder —“

„O, für die ist schon gesorgt,“ beeilte sich die Fremde zu versichern. „Wir haben uns erlaubt, die Beamten der Zentralerziehungsanstalt herzuticitieren, welche dieselben sofort mitnehmen werden.“

„O, Sie sind sehr zuvorkommend,“ wandte sich Marga mit leichter Verbeugung zu der Sprecherin. „Aber es hätte sich in diesem Falle vielleicht ein anderer Ausweg finden lassen. Sokratia ist ein so begabtes Geschöpf, daß ich mich für ihre Studien und wissenschaftlichen Arbeiten lebhaft interessiere, und der kleine Joli erheitert mich bisweilen, was mir bei meinem schweren, anstrengenden Beruf recht wohlthut. Es wäre mir wirklich sehr lieb, wenn sie eventuell bei mir blieben.“

Sie wollte den Kindern in die Augen blicken, doch diese senkten die ihren in peinlicher Verlegenheit.

„Nun, wie ist's?“ fragte sie noch einmial. „Ich meine, ihr dürft mit einem gewissen Stolz auf eure Mutter blicken. Einen Weltruf habe ich mir geschaffen, Millionen blicken mit Bewunderung oder Neid auf meine Leistungen; ich stehe auf freier, geistiger Höhe und habe mir den Platz aus eigener Kraft, durch strenge, innere Disziplin, Fleiß und schwere Arbeit errungen. Ihr habt ein Beispiel an mir, dem ihr nacheifern könnt. Sagt doch, habt ihr nicht selbst den Wunsch, scheint es euch nicht verlockend, bei mir bleiben zu dürfen, zumal, wenn — wenn ich euch darum bitte?“ Sie sah von einem zum anderen, doch sie traf nur auf abgewandte Blicke, tiefes, eisiges Schweigen.

Da war es Sokratia, die neunjährige Gelehrte, die die augenblickliche Bewegung zuerst überwand, und mit völlig ruhiger, klar dozirender Stimme begann: „Ja, aber du siehst die Sache wirklich nicht objektiv an. Es

ist doch eigentlich nur richtig, sowohl für unsere körperliche wie auch geistige Entwicklung, daß wir in eine durchaus geregelte Lebensweise kommen. Ein Privathaushalt funktioniert doch nicht so, und der Verkehr mit den Professorinnen ist entschieden günstiger für den Fortschritt der gesamten Ausbildung.“

„Zawohl,“ unterbrach sie Joli jetzt, „und dann sind wir da auch immer mit Altersgenossen zusammen, das ist viel amüsanter und anregender; ihr habt doch eigentlich niemals recht Zeit für uns.“

Marga sprang auf und schritt erregt im Zimmer auf und ab. „Ihr habt recht, vollkommen recht,“ rief sie, „aber im Grunde ist's doch brutal. Ich bin nämlich augenblicklich recht zu Ende mit meiner Kraft; ich hatte mir gerade vorgenommen, mir jetzt eine Zeitlang Ruhe zu gönnen. Ich bin, um es kurz zu sagen, etwas schonungsbedürftig.“

„Lächerlich!“ murmelte die Fremde. „Ich glaube wahrhaftig, diese hochberühmte Ärztin und Operatorin hat einen Anfall der bekannten Geisteskrankheit, genannt Gefühlsduselei. Es ist höchste Zeit, der Sache ein Ende zu machen.“ Und laut fügte sie, Darling umschlingend, hinzu: „Komm nun, mein holder Gefährte, laß uns nicht länger auf unsere Seligkeit warten, das Leben ist kurz!“

Darling trat zu Marga, die in ihrem Arbeitsstuhl lehnte, und hielt ihr zum Abschied die Hand hin. „Es ist gut,“ sagte diese mit abgewandtem Gesicht, ohne die Hand zu sehen. Auch die Kinder traten heran.

„Geht nur, geht,“ sagte Marga. Und so ergriffen sie einige Bücher, nahmen ihre Flugräder und folgten den Beamten der Zentralerziehungsanstalt.

Marga blickte auf die Thür, durch die sie entschwunden waren, und lachte plötzlich schrill auf. „Recht so! Jetzt erst bin ich in Wahrheit frei! An die Arbeit denn!“

4.

Frau Doktor Marga Ebner lag in ihrem gemütlichen Wohnzimmer im Lehnstuhl, und ihr Gatte stand besorgt über sie gebeugt. Die Starrheit, in der sie während ihres Traumes gelegen, war von ihr gewichen, und unruhig wälzte sie sich hin und her. Ihr individuelles Empfinden erwachte allmählich und verband sich mit den letzten Eindrücken ihres Traumes. Und was ihr da eben noch natürlich erschienen war, erregte jetzt mehr und mehr ein schmerzhaftes Empfinden, das sich fortwährend steigerte. Endlich stieß sie einen furchtbaren Schrei aus. Und dieser Schrei drang durch das Haus, durch alle Räume, bis in die Küche, wo Rudi und Erna, vergnügt Birnen schmausend und mit den Beinen schlenkernd, auf dem Küchentisch saßen.

Sie hatten sich soeben von Rieke das Versprechen geben lassen, daß „der geliebte Karl“ ihnen Pferdehaare mitbringen sollte, aber recht lange, damit man Puppenhängematten und Fließbogen daraus machen könne, als sie plötzlich diesen Schrei vernahmen. Beiden fielen die Birnen, die sie soeben angebissen hatten, aus der Hand, mit großen entsetzten Kinderaugen sahen sie sich an, sprangen im selben Moment von ihrem hohen Sitz herab und stürzten ins Zimmer. Da lag ihr Muttchen ganz bleich, die lieben Augen geschlossen, das Gesicht krampfhaft und schmerzlich verzogen; die Hände tasteten unruhig in der Luft umher, und der Vater stand über sie gebeugt.

Beide blieben einen Augenblick wie festgebannt stehen und starrten angstvoll fragend bald auf die Mutter, bald auf den Vater.

„Was — was schreit denn die Mama so?“ stieß Rudi atemlos hervor. Im selben Moment war er schon bei ihr: „Ach Muttchen, süßes, einziges Muttchen!“

Erna war ihm gefolgt: „Mutti, Herzensmutter, bist du krank?“

Keine Antwort. Da sahen sich beide an und schluckten und verzogen die Mündchen und brachen dann gleichzeitig in ein herzbrechendes Schluchzen aus, kletterten auf der Mutter Schoß, umarmten und erstickten sie fast mit ihren Liebkosungen.

Aber Marga war noch immer nicht ganz erwacht.

„So wach doch auf, Mamachen, wir sind ja bei dir und haben dich so lieb, o, so schrecklich lieb, und ich will immer, immer ganz artig sein, — ja — Muttmchen, hörst du auch?“

Da reckte sich Marga, und die schmerzhafteste Spannung ihrer Gesichtszüge wich, sie machte noch einige konvulsivische Bewegungen, dann schlug sie langsam die Augen auf und blickte groß um sich. „Wie ist mir denn?“ rief sie und strich sich über die Stirn. „Ihr seid ja da, und die Fremde“ — sie blickte angstvoll umher — „und du auch, Hans — und“ — schluchzend breitete sie die Arme aus und umschlang ihre Lieben — „ich halte euch ja, fest, ganz fest!“

Plötzlich schüttelte sie den Traum völlig von sich ab und sprang auf: „Ach, Gott sei Dank, daß ich nicht nach fünfhundert Jahren lebe!“

„Und dein Vortrag?“ lächelte Ebner, sie umschlingend.

„Ist dummes Zeug! Er soll ungeschrieben und ungehalten bleiben.“





Geselligkeit in der Vogelwelt.

Naturwissenschaftliche Skizze von Dr. D. Stein.

Mit 14 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Selbst die oberflächlichste Naturbeobachtung lehrt erkennen, daß im Reiche der Vögel ein großer Trieb zur Geselligkeit vorherrschend ist, durchweg vereinigen sich die Paare der gleichen Art zu größeren Gesellschaften. Die Spazier treiben sich scharenweise in unseren Straßen und Gärten umher; wir sehen die Krähen in schwarzen Scharen durch die Luft streichen, Tauben in „Flügen“, Rebhühner in „Völkern“ zusammen ihre Nahrung suchen, Stare, Schwalben und viele andere allbekannte Vogelarten ein geselliges Dasein führen.

Namentlich auf ihren Reisen, bei denen wir Zug, Wanderschaft und Streichen unterscheiden, thun sich die Vögel meist zu großen Gesellschaften zusammen; nur wenige fliegen paarweise. Mitunter geht die Massenhaftigkeit der wandernden Schwärme geradezu ins Riesenhafte. Vom Karmel herab sah M. Shaw Züge von Störchen, die eine halbe englische Meile in der Breite einnahmen und mehrere Stunden ununterbrochen fort dauerten, und Kapitän Flinders



Kakadus.

beobachtete ein Heer von Sturm-
vögeln, dessen Ge-
samtzahl auf über
50 Millionen ge-
schätzt ward. Au-
dubon berichtet,
daß er am Ohio
einer wahren
Völkerwanderung
der amerikanischen
Wandertaube bei-
wohnte; drei Tage
hindurch folgten
sich die zu bei-
nahe festen Mas-
sen zusammen-

gedrängten Scharen, deren Zahl jeder Berechnung spottete. — Die Papageien, welche mit ihrem verschwenderisch gefärbten Gefieder die tropischen Wälder verschönen, leben nur während der Brutzeit paarweise, sonst immer in Gesellschaft und oft in äußerst zahlreichen Scharen. Ihre Gesellschaften halten getreulich zusammen und teilen gemeinsam Freud und Leid. Mit den ersten Strahlen der Morgen Sonne erheben sie sich von ihrem nächtlichen Standorte, trocknen die vom Nachttau benehten Flügel und fliegen erst einigemal wie zur Übung unter lautem Geschrei auf und ab. Dann sammeln sich die Scharen über dem Walde, und nun geht es in gemeinsamem Fluge fort, um Nahrung zu suchen, wobei sie in Feldern und Gärten der Ansiedler große Verheerungen anrichten. Einzelne halten dabei Wache, und ihrem Warnungsrufe wird sofort Beachtung geschenkt. Abends kehren sie wieder zu ihrer Schlafstelle zurück, selbst wenn sie mitunter 20 Kilometer bis dorthin fliegen müssen, wo sie sich dann eng zusammendrängen.

Die Kakadus mit einem aufrichtbaren Federkamm auf dem Kopf und kurzem Schwanz, deren Wohnsitze Australien, die Papualänder und einige indisch-malaiische Eilande bilden, leben nicht selten in Massen von Tausenden zusammen, so daß ihr Geschrei geradezu betäubend wirkt. In ihrem Wesen und Treiben ähneln sie den übrigen Papageien, gehören aber zu den liebenswürdigsten von allen. Zur Brutzeit suchen sie scharenweise die steilen Felswände der südaustralischen Flüsse auf, um dort, jedes Paar für sich, aber knapp nebeneinander, in passenden Höhlungen ihre Nester anzubringen. Nicht geringere Anhänger der Geselligkeit sind auch die Araras und Sittiche.

Zu den Leichtschnäblern gehören die an ihrer aus breiten Federn gebildeten aufgerichteten Hölle auf dem Vorderkopfe kenntlichen Klechoss, deren Verbreitungsgebiet sich über die Großen Sundainseln, Java, Sumatra, Borneo, Bangka und

die Halbinsel Malakka erstreckt. In großen Schwärmen durchschneiden sie jähren Fluges die Luft unter beständigem Schreien, oder man sieht sie in kleineren Gesellschaften, mit ihrer Kopfhaube spielend, auf dünnen blattlosen Nestern sitzen.

Am wenigsten gesellig sind die Raubvögel, am meisten unter ihnen noch die Geier, wenn gleich ihr Zusammenschließen sich wohl mehr auf die gleichen Nahrungsbedürfnisse zurückführen läßt.

Den zu den Nasgeiern zählenden riesigen Kondor trifft man außer der Brutzeit jedoch immer in Gesellschaft. Diese schwarzen, mit

einer weißen Halskrause gezierten Niesenvögel der südamerikanischen Anden schweben entweder in gleichmäßigem

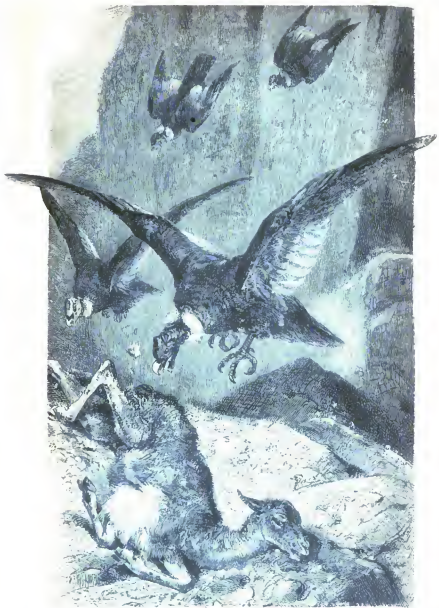


Klechos.

Fluge dahin oder sitzen auf steilen Felszacken nebeneinander. Sowie einer aus der Gesellschaft eine Beute erblickt, stürzt er auf sie nieder, und die anderen folgen rasch seinem Beispiel. Sie nähren sich hauptsächlich von Aas, rauben aber auch junge Ziegen und Lämmer und stürzen Vicuñas, Guanakos und andere Tiere in Abgründe, um sie dann zu verzehren.

Um so eifrigere Pfleger und Verehrer der Geselligkeit sind die munteren Sperlingsvögel, unsere Spatzen, Finken, Ammeru, Stare, Meisen, Schwalben u. s. w., deren Zusammenleben keiner näheren Schilderung bedarf. Dieselbe Eigenschaft zeigen die zur gleichen Ordnung gehörenden Webervögel, welche in Afrika und Asien heimisch sind. Diese anziehenden Vögel leben vor wie nach der Brutzeit in großen Gesellschaften zusammen. Sie bilden Flüge von mehreren Tausenden, die gemeinsam umherschwärmen und oft wahrhaft vernichtend in die Felder einfallen, um aber regelmäßig zuletzt nach dem Baume, der ihre oder ihrer Jungen Wiege war, oder doch wenigstens in dessen Nähe zurückzukehren. Dem Brutgeschäft liegen sie stets in größeren Gesellschaften ob. Kaum wird man jemals an einem Baume ein einzelnes Webervogelneft entdecken, gewöhnlich findet man ihrer zwanzig, dreißig, selbst hundert und mehr. Unter einem gemeinschaftlichen, schirmartigen Dache, das zwar nur aus Halmen besteht, aber dennoch eine fast holzartige Festigkeit besitzt, stehen die Nester wie Zellen in einem Bienenkorbe dicht zusammen, eine förmliche Vogelstadt bildend. Immer neue Nester kommen hinzu, da die alten ihrer festen Bauart wegen nicht so bald zu Grunde gehen, und solch ein über und über mit Nestern der Webervögel behangener Baum bildet eine in der That äußerst merkwürdige Tierfiedelung.

Auch alle Rabenvögel halten getreulich zusammen. Unsere Krähen sammeln sich frühmorgens auf irgend einem Baume



Kondors.

oder Gebäude, fliegen dann zusammen auf die Felder, halten mittags Rast auf einem Baume und beziehen abends eine gemeinsame Schlafstelle im Walde. Wer je einen Nistplatz von Saatkrähen zu Gesicht bekommen hat, wird über den furchtbaren Lärm, der dort zur Brutzeit herrscht, gestaunt haben. Zu Tausenden sammeln sich die schwarzgefiederten Vögel; Paar wohnt — nach Brehms Schilderung — bei Paar, auf einem Baume stehen 15 bis 20 Nester, überhaupt so viele, als er aufnehmen kann. Jedes Paar zankt sich mit dem benachbarten um die Baustoffe, und eines stiehlt dem anderen nicht nur diese, sondern mitunter gleich das ganze Nest weg. Ununterbrochenes Krächzen und Geplärre erfüllt die Gegend, und eine schwarze Wolke von Krähen verfinstert die Luft in der Nähe dieser Wohnsitze. Bis zum späten Abend währt das Krächzen und Lärmen in einer solchen Siedelung, aus der die Vögel beinahe gar nicht zu vertreiben sind. Die erheblich kleinere muntere Dohle bildet nicht nur mit ihresgleichen zahlreiche Gesellschaften, sondern thut sich auch gern mit Saat- oder Nebelkrähen zusammen und tritt mit ihnen zugleich die Winterreise an.

Unter den Tauben begegnen wir manchen Arten, die für gewöhnlich paarweise oder höchstens in kleinen Gesellschaften leben, sich dagegen zur Wanderzeit in größeren Trupps vereinigen, während andere Arten wiederum durchweg in großen Gesellschaften beisammen bleiben. Von den riesenhaften Schwärmen, in denen die nordamerikanische Wandertaube der Nahrung halber oder um die Nistplätze aufzusuchen zieht, ist oben bereits kurz die Rede gewesen. Kaum zu schildern ist der Lärm und Aufruhr, der entsteht, wenn solch ein Wanderzug sich in einem Walde niederläßt, dessen Nester vielfach wegen zu schwerer Belastung brechen. Auf den eigentlichen Brutplätzen ist der Wald im vollen Sinne des Wortes von Tauben überdeckt; mancher Baum hat gegen hundert Nester zu tragen.



Webervögel.

Auch die Flughühner sind sehr gesellig. Vom frühen Morgen an durchstreifen sie die Grasgebüsche der Steppen, begeben sich am Vormittage zu Tausenden nach gewissen Trinkplätzen, um hierauf auf demselben Wege wieder zu ihren Weideplätzen zurückzukehren. Dann lagern sie sich gruppenweise in selbstgescharrte Vertiefungen, nehmen nachmittags eine zweite Mahlzeit und be-

geben sich nochmals zur Tränke, um dann ihrem Schlafplatze zuzueilen. Bei den Birkenhühnern bilden die Männchen und die Weibchen gesonderte Ketten; die der ersteren



Saatkrähen.

sind zahlreicher und bilden oft Flüge von mehreren Hunderten. Im hohen Norden thun sich während besonders strenger Winter mehrere Trupps zusammen und lassen sich einschneien. Ebenso leben die Prairiehühner bis zum Winter in Trupps von 20 und mehr Stück, die sich dann zu zahlreicheren Flügen



Zordamerikanische Wandertauben.

vereinigen und im Schnee bis zum Frühjahr beisammen bleiben. Die hübsch gezeichneten Perlhühner leben durchweg in zahlreichen, aus 6 bis 8 Familien bestehenden Ketten, seltener in Familien von 15 bis 20 Stück. Ihre Gesellschaften, die unter Leitung eines alten Hahns stehen, halten eng zusammen.

Was den afrikanischen Strauß betrifft, so ist er



Birchhühner.

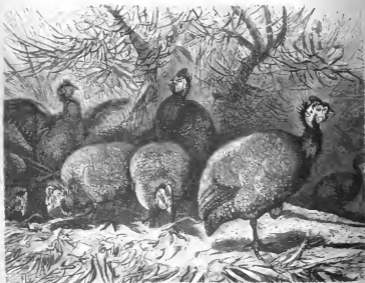
meist in kleinen Gesellschaften von 5 bis 6 Stück zu finden, kommt aber auch in Herden von 50 bis 60 Stück vor. In den Morgen- und Nachmittagsstunden sieht man sie, gemächlich weidend, voneinander etwas getrennt, dahinschreiten; gegen Abend suchen sie gemeinsam ihr Nachtlager auf. Der Randu des südlichen Amerika ist kleiner, stimmt sonst aber in Gestalt, Bau und Lebensweise ganz mit dem Strauß überein. Er lebt je mit 5 bis 7 Hennen familienweise, einen bestimmten Standplatz festhaltend; nach der Brutzeit thun sich wohl solche Familien zu Herden von



Weidende Strauße.

50 und mehr Stück zusammen, die jedoch keinen sonderlich festen Halt beweisen.

Den Uebergang von den Strauſen und den übrigen Laufvögeln zu den Sumpfvögeln bilden die Hühner-Stelzenvögel, deren bedeutendster Vertreter die Trappe, ein echt aristokratischer Vogel und jedenfalls einer der größten Landvögel der Alten Welt, ist. Die Trappen leben in kleineren



Perlhühner.

Trupps, die aus mehreren Familien bestehen, bilden jedoch nach der Brutzeit Herden von Hunderten, die wochenlang vereinigt bleiben. Mit Vorliebe halten sich die Zwergtrappen, die nur die Größe eines Fasans erreichen, in der Nähe der Gesellschaften von Großtrappen. Erstere beginnen im Oktober in schiefen, unregelmäßigen Kreisen gemeinschaftliche Flugübungen vorzunehmen, um sich auf die weite und schwierige Winterfahrt vorzubereiten.

Einen höchst interessanten Anblick gewährt das alljähr-

liche Sammeln und Abreisen der Störche, die als Zugvögel gleichsam ein doppeltes Vaterland besitzen, das eine



Trappen.

im Norden, das andere im Süden. Schon lange vor der wirklichen Abreise sieht man auf feuchten Sumpfwiesen

Störche von allen Seiten herbeikommen und stundenlang zusammenbleiben, als wenn sie Verabredungen für den gemeinsamen Aufbruch träfen. Mit jeder Woche werden diese Vereinigungen größer und von längerer Dauer, bis alle Storchfamilien der Gegend beisammen sind. Wenn dann endlich die Stunde der Abreise da ist, so erhebt sich die zahlreiche Reisegesellschaft unter lebhaftem Klappern, schwebt noch eine kurze Zeit über der Heimat, als gälte es, einen letzten Abschied von ihr zu nehmen, und zieht hierauf in südlicher Richtung davon. Unterwegs pflegt die Schar sich noch stetig zu verstärken; Raumann berichtet von Storchflügen, deren Anzahl sich auf 2000 bis 5000 belaufen mochte, und Brehm beobachtete im Innern des schwarzen Erdtheiles so zahlreiche Scharen dieser Stelzvögel, daß sie weite Flächen längs des Stromufers oder in der Steppe buchstäblich bedeckten und beim Auffliegen den Gesichtskreis erfüllten.

Der Kranich, der größte unter allen europäischen Vögeln, nistet zwar paarweise und duldet während dieser Zeit kein anderes Paar in der Nähe, später aber leben diese Vögel, die durch das Fortschreiten des Ackerbaues bei uns immer mehr verdrängt werden, mit anderen ihrer Art gesellig beisammen. Ihre Wanderzüge, die man im Anfang des October und zu Ende März beobachten kann, vollziehen sich gleichfalls in zahlreichen Gesellschaften, die in hoher Luft dahinziehen, streng ihre bekannte Keilordnung innehaltend. Auch sie gesellen sich gleich den Störchen vor Antritt der Reise auf bestimmten Punkten, von denen sie sich zuletzt unter großem Geschrei erheben, um dann rastlos, Tag und Nacht reisend, ihrem Winterquartier zuzufiegen.

Gefellige Sumpfwater, die nicht nur mit ihresgleichen, sondern auch mit anderem Sumpfvogel gern beisammen sind, sind die Reiher. Der Fischreiher führt kein nächtliches Leben, wie andere seines Geschlechts, sondern er ist



Störche zur Abreise sich sammelnd.

ein echter Tagvogel, der abends den Gipfel eines Baumes oder Felsens aufsucht, um dort zu ruhen. Wo die Einsamkeit ausgebreiteter Sümpfe und Marschen ihm genügende Sicherheit gewährleistet, da siedelt er sich gesellig an, oft 20 bis 100 Nester beisammen. Solche „Reiherstände“ sind jetzt bei uns zur Seltenheit geworden, wurden aber im Mittelalter, solange noch die feudale Reiherbeize in Blüte stand, mit Vorliebe gehegt. Südungarn zum Beispiel hat noch heute zahlreiche Reiherriedelungen, und das Vogelleben eines ungarischen Sumpfes ist von einer Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit, die das gerechte Staunen eines jeden Besuchers erregt. Es ist ebenso durch die Anzahl der Einzelwesen, wie durch ihre Verschiedenheit in Gestalt und Farben ausgezeichnet.

So weit sich die mannshohen Rohrstengel in gleichmäßigem Einerlei erstrecken, herrscht buntes Treiben, nicht minder auf den hier und dort emporragenden Pappeln und Weiden. Kleine Silberreiher fliegen ab und zu, um sich trockenes Reisig zum Nestbau zu holen, und gelbe Schopfreier huschen unhörbar durch die Luft. Unter gellendem Geschrei machen sich Nachtreiher um ihre Brut zu schaffen, vorsichtig fliegt der Fischreiher seinem auf einer großen Weide errichteten Neste zu, und nicht selten stehen bis zu 20 Reiherarten auf einem einzigen Baume. Löffelreiher und Ibis, Seeschwalben, Zwergscharben, Möwen, Pelikane, Gänse, Enten und Nebelkrähen fliegen und lärmen durcheinander, so daß ein wahrhaft betäubendes Gewirr entsteht. Möglicherweise wird alles wie auf ein Nachtgebot stumm: ein Raubvogel hat sich gezeigt, aber kaum ist die Gefahr vorüber, so hebt die Siedelung ihr ohrbetäubendes Geschrei von neuem an. Wenn man einen Schuß in ein solches Rohrdickicht hinein abgibt, so kann man am besten erkennen, wie zahllos und mannigfaltig die Vogelwelt ist, die in einem solchen ungarischen Sumpfe haust. Unter Kreischen

erheben sich die erschreck-
ten Reiher, unter schar-
fem Krächzen die Krä-
hen, und unwillig knar-
rend verlassen auch die
Scharben ihre Horste.
Von allen Seiten und
in den verschiedensten
Tönen schallt, schreit und
gellt es; Tausende von



Vogelleben in einem ungarischen Sumpfe.

Vögeln in allen Größen und Farben stieben in dichten Wolken aus ihren Verstecken auf, angstvoll durcheinander wirbelnd.

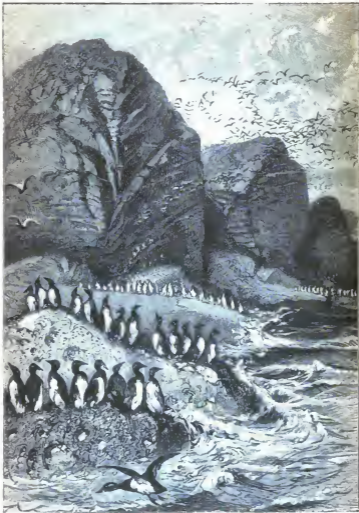
Nachdem wir schon einer ganzen Reihe von Zugvögeln Erwähnung gethan haben, die bei des Winters Annäherung den wärmeren Süden aufsuchen, wollen wir nun diese Auswanderer auch einmal in der Fremde betrachten. Auch dort finden wir sie zu großen Gesellschaften vereinigt, und selbst solche Arten, die daheim wenig Sinn für Geselligkeit bethätigen, vertragen sich im Süden gut mit anderen, wenn gleich nur auf kurze Zeit. Erschien uns schon ein süngarischer Sumpf als hochinteressanter Schauplatz des buntesten Vogel Lebens, so spottet die Mannigfaltigkeit des letzteren in einem tropischen Sumpfe, nachdem sich die europäischen Gäste dort eingestellt haben, jeglicher Beschreibung. Das Wasser bedecken zahllose Scharen von Enten, Gänsen, Möwen, Pelikanen, Scharben, Seeschwalben und Reiheru verschiedenster Art, so weit das Auge des Beschauers reicht. An den Ufern und im Röhricht wimmelt es von Rohrdommeln, Regenpfeifern, Strand- und Uferläufern, Eisvögeln, Kiebitzen und Schnepfen, während Pieper, Rohrsänger und Blaukehlchen das Ufergebüsch beleben. Auch an Raubvögeln aller Art fehlt es nicht, die dicht über dem Wasser dahinstreichen, das ihnen so reichliche Nahrung bietet. Ohne Unterlaß währt den ganzen Tag hindurch das Kreischen, Schnattern, Trommeln und Pfeifen, und sind endlich die Schreier des Tages zur Ruhe gegangen, dann beginnen die Nachtreiher mit den Schakalen un die Wette zu krächzen, und ihnen antwortet alles übrige Getier des Sumpfes, das den Tag verträumte und nun sich reckt und lebendig wird.

Um ein Gegenstück zu diesem Vogel Leben in den Tropen zu finden, versehen wir unsere Leser zum Schluß in den hohen Norden und führen ihnen einen der skandinavischen oder lappländischen Vogelberge vor, die bald mit Eider-



Vogelleben in einem afrikanischen Sumpfe.

gänsen, bald mit Möwen der verschiedensten Art, mit Lummern, Alken, Lunden und Scharben besetzt sind. Wer einen solchen



Nordischer Vogelberg mit Lummern.

Vogelberg im März oder April besucht, sieht dort Hunderttausende von Vögeln, wie in Reihen geordnet, dicht bei

einander auf den Felsvorsprüngen sitzen, während andere Scharen ab und zu fliegen. Die leuchtendweiße Brust der sitzenden Lummern ist weithin sichtbar. An dem engsten Plätzchen sich genügen lassend, sitzen die Paare beisammen und schnäbeln sich. Gemeinsam fliegen sie dem Meere zu, um zu fischen, und kommen ebenso wieder paarweise zum Neste zurück. Das Weibchen legt nur ein einziges Ei, bei dessen Bebrütung nicht nur die beiden Gatten abwechseln, sondern es finden sich auf allen Vogelbergen auch noch gutmütige überzählige Männchen, welche sich mit sichtlichem Vergnügen daran beteiligen. Nach dreißig- bis fünf- unddreißigtägiger Brutzeit kriechen die Jungen aus, und nach Monatsfrist sind sie bereits befiedert. Dann sieht man die anfänglich noch furchtsamen Tierchen unter Leitung der Alten sich von den Felsen ins Wasser stürzen und gruppenweise im Meere Schwimm- und Tauchunterricht nehmen.

Das Liebesgefühl, das sich mit dem ersten Aufleuchten der Sonne in den nordischen Seevögeln regt, treibt sie um jene Zeit dem Lande zu, und zwar immer nach jenem Vogelberge oder der sonstigen Stätte, wo sie selbst zuerst das Licht der Welt erblickten. Es ist, wie Brehm sehr treffend bemerkt, ein tiefergreifender Zug, daß außer diesem freudigen Gefühl der allenzlich neu erwachenden Liebe nur noch eine Ursache alle eigentlichen Seevögel zum Besuche des Landes zu bewegen vermag: die Ahnung des nahenden Todes. „Wenn inmitten des eisigen Winters, nachdem jene Brutstätten seit Monaten verödet lagen, ein Seevogel den Tod im Herzen fühlt, dann eilt er, solange seine Kräfte nicht versagen, womöglich derselben Stätte zu, um da zu sterben, wo seine Wiege stand.“





Wärters Weihnachten.

Erzählung von Rudolf Curtius.

(Nachdruck verboten.)

Es hatte fast den ganzen Tag geschneit, nicht mit den großen, schnell zerfließenden Flocken, wie sie der erste Winterschnee zu bringen pflegt, sondern mit jenen kleinen, griesartigen Krystallen, welche zwischen den Fingern zerrennen wie feiner Dünen sand. Jetzt gegen Abend hatte es sich ein wenig aufgehellt, und die gelblichroten Streifen, welche die dünner werdende Wolkendecke am südwestlichen Horizonte durchbrachen, verhießen frosthelles Wetter für die Weihnachtsfeiertage.

Kingsherum ist die ganze niederschlesische Ebene wie mit einem weißen Leichentuche zugedeckt, von welchem sich scharf die schwarzen Linien des Doppelgeleises abheben, welche der zwischen Arnsdorf und Sagan verkehrende Schneepflug mit leichter Mühe schneefrei gemacht hat.

Mit rüstigen Schritten kommt an der Strecke entlang in der Richtung von Liegnitz her ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, eine kräftige Gestalt, in dessen blonden Vollbart sich hie und da ein Silberhaar mischt. Der schwarze Schafpelz, den er trägt, ist offen und läßt die Brust frei, die Füße stecken in mächtigen, dreifachgefohlten Stiefeln, welche sorgsam in stand gehalten und reichlich geschmiert sind. Der Dienst auf der Strecke ist

im Winter schwer, und wenn man zu jeder Tages- und Nachtstunde, bei jedem Wetter, ob Schnee ob Regen, in die Kälte hinaus muß aus der Wärterstube, in welcher der rotglühende eiserne Ofen ein Uebermaß von Hitze verbreitet, so heißt es vor allem, trockene Füße haben, um gesund zu bleiben.

Prüfend läßt der Bahnwärter noch einmal den Blick über die Strecke gleiten, an welcher er nun schon seit elf Jahren ununterbrochen den gleichen Dienst versieht. Und dieser Dienst ist verantwortungsvoller als der gewöhnlicher Bahnwärter; denn sein Wärterhaus hat auf der langen Strecke zwischen den nächsten Bahnhöfen die Bedeutung einer Blockstation. Nur wenn er das elektrische Zeichen giebt, daß ein Zug sein Haus passiert hat, darf den Nachbarbahnhof ein Zug in gleicher Richtung verlassen. Aber alles ist in bester Ordnung. Die Weiche, von welcher aus ein Nebengeleise abzweigt und in weitem Bogen vor dem Wärterhause links hinüber zu den flachen Hügeln führt, aus deren mächtigen Kiesgruben die Eisenbahndirektion das Material zur Beschotterung der Bahn auf mehr als hundert Kilometer nach beiden Richtungen entnimmt, ist richtig geschlossen. Auf der Fahrstraße, welche wohl hundert Schritte hinter dem Wärterhause die Bahngeleise überschreitet und von Norden nach links hinüber zum Dorfe führt, ist niemand zu sehen; nur ganz hinten rechts, wo der schwarze Rand des kümmerlichen Kiefernwaldes die weiße Fläche der Heide begrenzt, noch über einen Kilometer weit entfernt, kommt langsam ein schweres Lastfuhrwerk durch den Schnee, welches Steine zum Umbau der Brennerei bringt, deren halbvollendeter Schornstein links drüben sich scharf vom Abendhimmel abzeichnet.

Es sind noch zwanzig Minuten Zeit bis zum Eintreffen des Vorzugs, welchen die Verwaltung heute, wo

alles, was abkommen kann, seinen fernem Lieben zustrebt, in einem Abstände von zehn Minuten dem von Breslau nach Berlin verkehrenden Nachmittags Schnellzuge vorauslaufen läßt. Da hat er also noch Zeit, einige Minuten zu rasten und ein paar Züge aus der Pfeife zu thun, ehe ihn der Dienst wieder auf seinen Posten ruft.

Er tritt ein in den kahlen, schmucklosen Raum, an dessen einzigem Tische ein etwa neunjähriger Knabe mit Schreibarbeiten beschäftigt ist. Daß dieser einen Zettel hastig in seiner Tasche verbirgt, entgeht dem Vater, dessen wetterfeste, ernste Züge sich aufhellen, wie der Blondkopf an ihm in die Höhe springt und bittet, der Vater möge ihm die Erlaubnis geben, sich noch ein wenig im Freien herumzutummeln. Lächelnd wird die Erlaubnis erteilt, und im nächsten Augenblick schon ist der Vater allein.

Nachdem er den schweren Pelz abgeworfen hat, zieht er bedächtig aus seiner Rocktasche einen Schlüssel und öffnet die Thür zu einer Nebenkammer, welche zur Aufbewahrung von Bahnlampen, Delfannen, Fähnchen, Schraubenziehern und all der anderen Dinge dient, mit welchen ein Bahnwärter in seinem Dienst ausgerüstet sein muß. Heute steht ein seltsamer Gast, der so gar nicht in diese Umgebung hineinpassen will, in dem kalten Geselle, aus dem der Delgeruch dem Eintretenden entgegen schlägt — ein Christbäumchen, klein, aber sorgfältig aufgeputzt von des Vaters ungelenkter Hand, der heute früh, als Karl noch schlief, das mühsame Werk vollbracht hat. Befriedigt mustert er noch einmal den Baum und die einfachen Geschenke, welche er seinem Sohne zum Christkindlein beschenken will. Dann schließt er die Kammer wieder ab, deren Schlüssel er sorgsam verwahrt, langt von einem Holzgestell an der Wand seine schönste Pfeife herunter, stopft und setzt sie in Brand, rückt seinen Holzstuhl näher zum Ofen, und während er gewaltige Rauchwolken

hinausdampft, schweifen seine Gedanken zurück zu einer Vergangenheit, in der er glücklicher war als jetzt.

Als der Krieg gegen Frankreich ausbrach, da hatte es den noch nicht Wehrpflichtigen nicht länger daheim gelitten. Heimlich hatte er sich davongemacht nach der schlesischen Hauptstadt, nur von der Sorge erfüllt, daß er vielleicht als untauglich zurückgewiesen werden könne. Und glücklich war er, als er eingekleidet und nach kurzer Ausbildung mit anderen Ersatzmannschaften seinem Regimente nach Frankreich nachgesandt wurde. Dort kam er gerade noch zurecht, um an den gewaltigen Kämpfen um Metz teilzunehmen, und dort war es auch, wo er sich beim Sturme auf Gorze das Eiserne Kreuz verdiente, als er seinen schwerverwundeten Hauptmann, der rings um ihn einschlagenden feindlichen Kugeln nicht achtend, aus der Gefechtslinie zum sicheren Verbandplatz zurücktrug.

Die goldenen Tressen schmückten seinen Kragen, als er nach Beendigung des Feldzuges zurückkehrte, und gerne nahm er beim Ablauf seiner Dienstzeit den Vorschlag des Hauptmanns an, zu kapitulieren und auf Zivilversorgung weiterzudienen. Als die zwölf Jahre um waren, hatte man ihn zur Bahn versetzt, und dort wußte sich der anständige und zuverlässige Mann das Vertrauen seiner Vorgesetzten in so hohem Maße zu erwerben, daß man ihm schon nach zwei Jahren die Bewachung der wichtigen Blockstation auf der verkehrsreichen Hauptstrecke übergab.

In den engen Räumen dieses Hauses war ihm dann sein nur zu kurzes Lebensglück erblickt an der Seite seiner geliebten Marie, der ältesten Tochter des Försters. Nicht im Dorfwirtshause beim Tanze, wohin er nur ungern zuweilen seinen vergnügungsfüchtigeren Kameraden folgte und wo manche wohlhabende Bauerntochter dem stattlichen Manne ermutigende Blicke zuwarf, hatte er sie kennen gelernt, sondern beim Spaziergang im Walde, den er an

dienstfreien Sonntagen gern machte. Nur mühsam hatte er dem Förster, welcher mit seiner Tochter höher hinauss wollte, dessen Einwilligung abgerungen; aber vor dem beharrlichen Willen beider hatte dieser schließlich die Waffen gestreckt. Als er dann Marie als sein Weib mit sich nahm in sein Wärterhaus, da kam es ihm vor, als ob der Sonnenschein in seine kleine Wohnung eingekehrt sei; und als im Jahr darauf der kleine Karl geboren wurde, war sein Glück vollständig. Aber des Knaben Geburt war der Mutter Verderben. Der vermehrten Arbeit in der Wirtschaft war ihre ziemlich schwache Veranlagung nicht gewachsen. Sie kränkelte und begann zu fiebern; ein anfangs nicht beachteter Husten schüttelte ihren zarten Körper, ihr Gesicht wurde immer schmaler und bleicher, nur auf den Wangen brannten zwei scharf umschriebene rote Flecke, und zwei Jahre später trug man sie hinaus auf den melancholischen Friedhof am Rande der Heide.

Grau wie der Tag des scheidenden Herbstes lag damals die Zukunft vor Wellner, und fast schien es ihm, als müsse er verzweifeln. Aber die Pflicht gegen das Leben, gegen seinen Sohn rief ihn zur Besinnung zurück, und unter seiner treuen Obhut war der Knabe prächtig herangewachsen. Im Sommer, wenn die Heide blühte und die Bauern ihre Bienenstöcke von weit und breit herbeibrachten, damit die fleißigen Tierchen aus den Millionen von roten Blumenkelchen den Honig sammeln, half er bereits den Imkern bei ihrer Arbeit, und jedes Nickelstück, welches diese dem bei allen beliebten Knaben gaben, brachte er dem Vater, der es in eine Sparbüchse that, bis ein paar Mark bei einander waren, welche dann, wenn der Vater in Liegnitz zu thun hatte, zur Sparkasse getragen wurden. Im Winter aber besuchte er fleißig die Schule, wo er einer der Begabtesten war.

Die hellen, scharfen Glockensignale des elektrischen Läute-

werks unterbrachen den Gedankengang Wellners. Jetzt muß er das Signal weitergeben und die letzten Maßnahmen treffen für die Durchfahrt des Zuges, der keine acht Minuten mehr entfernt ist.

Er hüllte sich wieder in den Pelz und trat hinaus in die merklich frischer gewordene Winterluft. Erst wendete er sich nach links und schloß die Schranken des Weges, auf welchem der alte, fast taube und auch halbblinde Jochen vom Gutshofe mit seinem Steinsuhrwerk bis auf wenige hundert Schritte herangekommen war, dann wendete er sich um und schritt am Hause vorbei nach der entgegengesetzten Seite zur Weiche, an welcher er vorschriftsmäßig den Zug zu erwarten hatte.

Wo nur der Karl stecken mag? Doch der buddelt drüben am Geleise, das in die Sandgruben führt, im Schnee herum und beugt sich hart an der rechten Schiene über einen glänzenden Gegenstand, der wie eine flache Blechbüchse aussieht, wie sie der Krämer drüben im Dorfe seinen ländlichen Kunden mit Tabak gefüllt als Neujahrs-geschenke zu bieten pflegt. Der Knabe ist seit kurzem so sonderbar, als ob er Heimlichkeiten hätte; er bettelte ja ordentlich darum, gestern nachmittag die Einkäufe im Dorfe besorgen zu dürfen, die ihm schon hundertmal anvertraut worden sind. Und in der Sparbüchse fehlen die neunzig Pfennig, welche noch gestern früh darin waren. Sollte er naschhaft geworden sein und das Geld für Nichtsnutzigkeiten ausgegeben haben, die er dort drüben etwa in der Höhlung unter einer Schwelle versteckte? Aber ein unbestimmtes Gefühl hielt Wellner davon ab, nachzuforschen; die blauen Kinderaugen lachten ihn viel zu froh und offen an, als daß sich hinter ihnen eine Schleichigkeit verbergen könnte.

Aber daß der Knabe sich heute entgegen dem strengen Verbote des Vaters in der Nähe des Sandgeleises zu

schaffen macht, dessen Betreten ihm ebenso streng verwehrt ist wie das der Hauptgeleise, das will er ihm, trotzdem heute Weihnachtsabend ist, auf das ernsteste verweisen, sobald der Zug vorüber ist, der jetzt kaum einen Kilometer mehr entfernt in dem Walbeinschnitt deutlich sichtbar wird und die volle Aufmerksamkeit des Beamten um so mehr in Anspruch nimmt, als er heute wegen eines Schienenwechsels auf dem rechten Geleise ausnahmsweise links fährt.

Beruhigt wendet er sich der Weichenstellvorrichtung zu, deren Hebel mit dem fast zentnerschweren Gewicht er nochmals prüft, damit die Zunge der Spitzweiche genau sich an die Schiene anlegt und die Einfahrt in das Sandgeleise versperrt. Dann wendet er sein Gesicht dem herankommenden Zuge entgegen, dessen Maschine schnell größer wird, während das schon lange vernehmbare Dröhnen in den Schienen, welches die Nähe eines Bahnzuges auf viele Kilometer hin verkündet, lawinenartig anwächst. Die Lokomotive ist keine hundertzwanzig Meter mehr von ihm entfernt, da ertönen gellend die Notsignale der Dampfpfeife. Was ist geschehen? Er wendet sich um, und was er da erblickt, ist allerdings danach angethan, sein Blut erstarren zu machen. Der alte Jochen, der heute wohl wieder einmal zu stark der Schnapsflasche zugesprochen hat und dann nichts sieht und hört, hat eigenmächtig den Schlagbaum geöffnet, das Sattelpferd ist auf den glatten Schienen des linken Geleises ausgeglichen und müht sich vergeblich, in die Höhe zu kommen, derweil der massige Wagen mit seiner Steinlast das rechte Geleise versperrt, auf welchem der Zug heranbraust. Ein gräßliches Unglück ist unvermeidlich, der mit neunzig Kilometer Stundengeschwindigkeit heranjagende Zug braucht ja, wenn der stärkste Gegendampf gegeben wird und die Bremse nicht versagt, mindestens vierhundert

Meter, um zu halten. In wenigen Sekunden muß also die Maschine den Straßenübergang erreicht haben; dann bohrt sie sich hinein in den Trümmerhaufen des Steinfuhrwerks, und über ihr türmen sich dann berstend und krachend die vollbesetzten nachfolgenden Wagen des Zuges auf, deren Insassen, das Herz voll Festesfreude, ihren Bestimmungsorten entgegenzufahren glauben, während ihrer in wenigen Sekunden der Tod in graufigster Gestalt harret.

„Das Sandgeleise — die Weiche umlegen — dann ist der Zug zu retten, er läuft sich in der Kurve aus!“

So zuckt es blitzschnell durch Wellners Hirn, in welchem sich nur die eine Vorstellung des Trümmerhaufens mit seinen Sterbenden und Verwundeten malt. Riesengroß wächst schon vor ihm die Maschine in die Höhe, deren feurigen Atem er zu verspüren vermeint. Da wirft er mit gewaltigem Ruck die schwere Kugel der Hebelvorrichtung herum. Die Weiche gehorcht dem Drucke und öffnet das Sandgeleise, gerade noch zur rechten Zeit.

Kreisend kragen die Räder am Schienenrande. Die Maschine biegt aus nach der Seite, aber — barmherziger Himmel! — jetzt ist sein Karl verloren, der dort noch eben sorglos herumhantierte.

Lähmender Schrecken geht durch Wellners Körper; wie dunkler Nebel legt es sich vor seine Augen; er erkennt nicht mehr die Gestalten des Lokomotivführers und seines Heizers, welche von der vorüberdonnernden Maschine, lebhaft gestikulierend, zu ihm herunterschreien. Dann legt sich wohlthätige Ohnmacht über sein Bewußtsein, und er sinkt neben dem Geleise zu Boden.

Zweihundert Schritte dahinter hält der Zug, der auf dem gegen den Hügel zu aufsteigenden Boden schnell zum Stehen gekommen ist. Fauchend und pustend stößt die Lokomotive mächtige Dampfwolken aus, erschreckte Passa-

giere beugen sich aus den geöffneten Fenstern, das begleitende Zugpersonal springt von seinen Plätzen ab und begiebt sich eilends zurück zur Unfallsstelle, wo man einen zerstückelten, zermalnten Kinderleichnam zu finden glaubt.

Wohl zwei Meter seitwärts vom Geleise liegt Karl, aus einer tiefen Wunde blutend, welche auf der linken Wange vom Kinn zum Ohre verläuft, besinnungslos von dem Blutverlust und dem Stoß des Schienenräumers, der ihm vom linken Arme die Jacke heruntergerissen und ihn zur rechten Seite auf das Feld geschleudert hat, und über ihn beugt sich ein vor Seelenschmerz halb wahnsinniger Vater, der nicht erkennt, daß sein Sohn nicht tot, sondern nur verwundet ist.

Ein junger Arzt, der nach Guben zum Weihnachtsabend bei seiner Braut fährt, kniet neben dem Verletzten und legt mit geübter Hand einen Notverband an, zu welchem das Material aus den Vorräten des Verbandkastens entnommen ist, welchen der Zugführer im Gepäckwagen jederzeit mit sich führt. Dann untersucht er den Knaben, dessen Glieder sämtlich heil sind.

Inzwischen hat der Lokomotivführer seine Maschine untersucht und alles in Ordnung gefunden. Langsam wird der Zug aufs Hauptgeleise zurückgeschoben, das inzwischen freigemacht worden ist. Alles steigt ein, mit Ausnahme von zwei Hilfschaffnern, welche zurückbleiben, und weiter rast der Zug in den sinkenden Abend hinein.

Zu den Zurückgebliebenen hat sich unterdessen der Wärter gesellt, der Wellner um sechs Uhr ablösen soll, aber als Junggeselle, den niemand an diesem Abend vermißt, zeitiger vom Dorfe herübergekommen ist. Dann kommt der Steuerrat aus Liegnitz hinzu, welcher kurz zuvor drüben im Dorf die Brennerei revidiert hat und den Zug von der Ferne in die Gruben einfahren sah. Behutsam bettet der alte Herr, dessen Strenge im Dienst

bei seinen Beamten ebenso bekannt ist wie seine wohlwollende Gerechtigkeit und dessen Augen so finster und durchbohrend und dann wieder so gütig blicken können, den Verwundeten neben sich in seinen geräumigen Reiseschlitten. Gegenüber nimmt Wellner Platz; dann ziehen die beiden Braunen an, und fort geht's nach Liegnitz, welches nach fast dreistündiger Fahrt erreicht wird, und wo der kleine Patient liebevolle und sachkundige Pflege findet.

Zwei Tage später steht Wellner wieder auf seinem Posten in der schneebedeckten Heide; aus Millionen von Eiskrystallen blüht das Sonnenlicht, in die mannigfachsten Farben gebrochen, zurück. Sein Kind weiß er in guten Händen und außer aller Gefahr; aber er ist furchtbar nervös geworden, und bei jedem Zuge hat er die Vision seines geräderten und grauenhaft verstümmelten Knaben. Diese Bilder weichen nicht von seiner Seele, ob auch viele Tage darüber vergehen; er kann diesen Posten nicht mehr länger versehen und bittet erst mündlich den Betriebsinspektor, dann schriftlich die Direktion, ihn aus dem Betriebsdienst zu versetzen.

Wieder verstreichen einige Wochen, und er glaubt fast schon, daß man ihn als untauglich in die Pension schicken wird. Aber er ist guten Mutes, er wird sich mit seinen kräftigen, arbeitsgewohnten Armen auch anderswo durchhelfen. Da kommt eines Tages an ihn der Befehl, sich am nächsten Morgen in der Betriebsdirektion in Liegnitz einzufinden. Dort überreicht ihm der Betriebsinspektor mit den Worten höchster Anerkennung drei Päckchen Banknoten, die Sammlung der Passagiere des von ihm geretteten Zuges, welchen die Eisenbahndirektion aus eigenen Mitteln noch ein erkleckliches Sümmechen zugelegt hat, und verkündet ihm seine Versetzung zum ersten März als Portier der Direktion in Breslau. —

Seitdem sind nahezu weitere zehn Monate vergangen, und wiederum ist es Weihnachtstag. Lustig wirft die Wintersonne ihre Strahlen durch die Scheiben der behaglich durchwärmten Portierstube, von der aus man die Aussicht über den menschenbelebten Platz vor dem Centralbahnhof hat. Mit zärtlichen Blicken betrachtet Wellner den Inhalt einer eben dem Schrank entnommenen Blechbüchse, zwei Pakete Tabak samt einem abgegriffenen Briefbogen, dessen ungelente Schriftzüge der vorjährige Weihnachtswunsch Karls an seinen lieben Vater sind. Am Sandgeleise, dort, wo Karl vom Zuge gestreift worden ist, hatte der Hilfswärter alles das gefunden, womit Karl am Weihnachtsabend seinen Vater überraschen wollte, und der Krämer im Dorfe hatte es allen, die es hören wollten, erzählt, wie Karl am Tage vor dem Unfall mit wichtiger Miene zu ihm gekommen sei und zwei Pakete Tabak von der teureren Lieblingsorte, welche Wellner sich nur ausnahmsweise zu vergönnen pflege, um neun blanke Nickelstücke bei ihm erstanden habe.

Da stürmt es mit flinken Schritten draußen über den Korridor, und im nächsten Augenblick fliegt Karl, auf dessen jugendlich gerötetem Antlitz die Narbe der erlittenen Verletzung nur noch als rote Linie sichtbar ist, in die Arme seines Vaters. Hoch schwingt er in der Rechten das Vierteljahrszeugnis der Schule. Dann läßt er sich in der Ecke auf einem Schemel nieder, mit glänzenden Augen den Vater beobachtend. Dieser liest mit berechtigtem Stolge das vorzügliche Zeugnis, und freundliche Zukunftsbilder steigen vor seiner Seele auf. Denn Karl, dem die Herren oben auf der Direktion so sehr gewogen sind, soll auch was Rechtes werden.



Kaiser Franz Josephs I. Thronbesteigung.

Jubiläumsblatt von Fr. Regensberg.

Mit 7 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Mit der im Mai 1898 im Wiener Prater eröffneten Jubiläumsausstellung begann die Reihe festlicher Guldigungen, mit denen die Völker Oesterreich-Ungarns die Wiederkehr jenes Tages zu feiern gedachten, an welchem vor fünfzig Jahren Kaiser Franz Joseph I. den Thron seiner Ahnen bestieg. Das Jubiläumsjahr wurde aber zu einem Trauerjahr, seitdem am 11. September 1898 die ruchlose Hand eines italienischen Anarchisten die Kaiserin Elisabeth auf dem neutralen Boden der Schweiz hingemordet hat.

Wenn aber am 2. Dezember auch keine rauschende Festesfreude vernehmbar sein wird, so richten sich unsere Blicke an diesem Tage doch zurück auf die Zeit, da Kaiser Franz Joseph seine Regierung antrat. Fünfzig Jahre bedeuten zwar im Strome der Geschichte nur wenig, aber gerade in diesem Falle drängt sich in jene Periode eine Fülle der wichtigsten Ereignisse zusammen. Von dem Hintergrunde der Wirren des Sturmjahres 1848, die auch Oesterreich-

Ungarn so tief erschütterten*), hebt sich bedeutungsvoll die Thronbesteigung des jungen, erst achtzehnjährigen Kaisers ab, der das ererbte Reich in einen modernen Staat umschuf. Jene gewaltige Umwälzung, die in Europa 1789 mit der großen französischen Revolution begonnen, um erst 1830 und dann 1848 von neuem hervorzubrechen, hatte eine neue Weltanschauung gereift. Sie befundete sich auch im habsburgischen Kaiserstaate durch diesen Regierungswechsel. Ein neues Haupt war nötig geworden, und deshalb trat der von den Sünden des in ganz Europa verurteilten Metternichschen Systems unberührte junge Herrscher an die Spitze. Der kranke Kaiser Ferdinand trat seinem Neffen Franz Joseph das seiner Hand längst zu schwer gewordene Scepter ab.

Es war ein verhängnisvoller Augenblick, in dem dieses Ereignis sich vollzog. Der kaiserliche Hof war vor den Unruhen aus Wien geflüchtet, Ungarn befand sich in offenem Aufstande, der Besitz Italiens schien ernstlich in Frage gestellt, und ein wütender Nationalitätenkampf war in den deutsch-slavischen Ländern entfesselt. Da erscholl wie eine frohe, Frieden und neues Gedeihen verheißende Kunde die Stimme des neuen Herrschers vom Thron:

„Das Bedürfnis und den hohen Wert freier, zeitgemäßer Institutionen aus eigener Ueberzeugung erkennend, betreten Wir mit Zuversicht die Bahn, die Uns zu einer heilbringenden Umgestaltung und Verjüngung der Gesamtmonarchie führen soll. Auf den Grundlagen der wahren Freiheit, auf den Grundlagen der Gleichberechtigung aller Völker des Reiches und der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz, sowie der Teilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung wird das Vaterland neu erstehen, in aller Größe, aber in verjüngter Kraft!“

*) Vergleiche den Aufsatz „Von der Hofburg zum Gradschin“ in Band IX des Jahrgangs 1898.

Am Vormittag des 18. August 1830 hatten 101 auf der Burgbastei abgefeuerte Kanonenschüsse den Wienern gemeldet, daß ein Prinz des habsburgischen Kaiserhauses zur Welt gekommen sei. Dem Erzherzog Franz Karl, zweiten Sohn des Kaisers Franz, der seit dem 4. No-



Franz Joseph I., Kaiser von Oesterreich.

vember 1824 mit Prinzessin Sophie, einer Tochter des Bayernkönigs Maximilian Joseph, vermählt war, hatte seine Gemahlin in Schönbrunn den Stammhalter geschenkt, der auf die Namen Franz Joseph getauft wurde.

Der Neugeborene war der zweite Enkel des Kaisers Franz — als erster hatte der Sohn Marie Luise's und

Napoleons I., der jetzt Herzog von Reichstadt hieß, das Licht der Welt erblickt — und der kaiserliche Großvater hing mit zärtlichster Liebe an dem Kleinen. Er gab ihm den Rosenamen „Franzi“, ließ ihn jeden Tag in seine Gemächer bringen und überwachte in dem waldbumrauschten Lagenburg die ersten Gehversuche des Kindes. Dort leitete der greise Monarch auch die frühesten Spiele seines Enkels, und die Freude über das prächtige Gedeihen des Knaben erhellte seine letzten Lebensjahre (gest. 2. März 1833).

Für „Franzi“ aber verslog die Zeit ungetrübter Kinderslust, in der er bloß spielen durfte, rasch genug, denn Erziehung und Unterricht legen den Sprossen eines mächtigen Herrscherhauses viel drückendere Bürden auf als anderen Kindern. Die Erziehung des kleinen Erzherzogs wurde von den Gesichtspunkten aus planmäßig geregelt, die einst Kaiser Joseph II., der selbst die Ausbildung seines Neffen, des nachmaligen Kaisers Franz leitete, in der Instruktion an dessen Oberhofmeister, den Grafen Colloredo, bezeichnet hatte. Darin hieß es unter anderem: „Ein jeder einzelne Bürger kann sagen, daß, wenn sein Sohn gerät, er auch nutzbar sein wird, und wenn er nicht gerät, er doch, da er kein Amt oder Dienst alsdann überkommen wird, dem Staate nicht nachteilig werden könne. Ein Erzherzog aber, ein Thronfolger, ist nicht in diesem Falle; da er das wichtigste Amt, die Leitung des Staates, einst auf sich hat, so ist nicht die Frage, ob er gerät. Er muß geraten, weil bei jedem Teile der Geschäftsleitung, den er nicht hinlänglich kennen lernt, über den er nicht echte Grundsätze annimmt und zu dessen Ausführung wie Feststellung er sich nicht die Seele wie den Leib stark genug bildet, er schon dem allgemeinen Besten nachteilig und schädlich ist.“

Die Wahl eines Erziehers für den jungen Prinzen fiel auf den Grafen Heinrich Bombelles, der auch als „Ajo“ seiner beiden nächstältesten Brüder, der Erzherzöge Ferdinand Max

(später als Maximilian I. Kaiser von Mexiko) und Karl Ludwig, fungierte; stellvertretender Erzieher war Graf Johann Coronini. Die militärische Ausbildung leitete der Oberst (spätere Feldzeugmeister) v. Hauslab; Staatsrat Pilgram unterwies den Erzherzog in den Staatswissen-



Elisabeth, Kaiserin von Oesterreich, gest. 11. September 1898.

schaften. Hofrat v. Lichtenfels war Lehrer des bürgerlichen und Strafrechts, Dr. Moriz Fränzl der Statistik und Volkswirtschaftslehre, Domherr Dr. Columbus des Kirchenrechts, Dr. Fick und Professor Albert Jäger trugen ihm Geschichte und der gelehrte Abt Dithmar v. Rauscher, nachmals Kardinal-Fürsterzbischof von Wien, Philosophie

vor. Die Jugendgespielen und zum Teil auch die Unterrichtsgenossen Franz Josephs waren die Söhne seiner Erzieher, die kleinen Grafen Markus und Karl Bombelles (letzterer später Obersthofmeister des Kronprinzen Rudolf) und Franz Coronini; später auch der junge Graf Eduard Taaffe (der nachmalige Ministerpräsident).

Der erzherzogliche Schüler machte in allen Zweigen des Unterrichts erfreuliche Fortschritte, wobei ihm eine rasche Auffassungsgabe und ein bewunderungswürdiges Gedächtnis zu gute kamen. Er eignete sich mit Leichtigkeit die Idiome des vielsprachigen Reiches an, so daß er als Monarch fast mit jedem Angehörigen seiner Staaten in der Sprache seiner Heimat zu verkehren vermochte. In den ersten Jünglingsjahren zeigte sich der Thronfolger scheu und zaghaft, das verging jedoch bald durch die eifrige Pflege aller Körperübungen, zu denen er angehalten wurde, und durch seine fortschreitende tüchtige militärische Schulung, so daß bald Selbstvertrauen, entschlossener Mut und ritterliche Kühnheit ihn auszeichneten.

In die Oeffentlichkeit trat Franz Joseph zum erstenmal im siebzehnten Lebensjahre, indem er am 16. Oktober 1847 anlässlich der Einsetzung des Erzherzogs Stephan zum Obergespan des Pester Komitates mit einer Anrede in ungarischer Sprache die Versammlung eröffnete. Als er in wohlgefügten Worten seine Freude darüber ausdrückte, seine erste amtliche Handlung in dem geliebten Ungarlande vornehmen zu dürfen, kitzte die heißblütige Zuhörerschaft, von ihren Sitzen aufspringend, mit den Säbeln, und feurige Oelentrufe durchbrausten den Saal. Doch schon bereiteten sich jene weltgeschichtlichen Ereignisse vor, die das folgende Jahr zu einem Marksteine in dem Entwicklungsgange der habsburgischen Monarchie gemacht haben und die in Ungarn Empörung und Krieg hervorriefen.

Mitten im Herzen des Kaiserstaates, in Wien, brach am

13. März 1848 die Bewegung aus, die dem alten Oesterreich ein Ende bereiten sollte; Metternich wurde gestürzt, und am 15. März sagte ein kaiserliches Manifest die baldigste Einberufung von Abgeordneten behufs „Konstitution des Vaterlandes“ zu. Am 17. März verließ der kaiserliche



Erzherzog Franz Karl und Erzherzogin Sophie von Oesterreich,
die Eltern des Kaisers Franz Joseph.

Hof wegen der fortdauernden Unruhen die Schönbrunner Residenz und begab sich nach Innsbruck. Schon damals stand Kaiser Ferdinands V. Rücktritt fest; seine eigene Gemahlin, die Kaiserin Maria Anna, drang auf die Abdankung des infolge seiner körperlichen Leiden zu persönlicher Regierung unfähigen Monarchen, der schon am 14. Mai ver-

zichten wollte, und nur Fürst Windischgrätz war es, der dies „als zur Zeit unmöglich“ damals noch verhinderte. Auch er sprach sich jedoch dahin aus, daß, wenn einmal eine Thronentsagung stattfinden sollte, dies nur zu Gunsten des jungen „Franzi“ geschehen dürfe, der denn auch von allen mit den Hofverhältnissen vertrauten Personen schon bestimmt als Thronfolger angesehen wurde, während der Deffentlichkeit gegenüber das Geheimnis streng gewahrt blieb.

Inzwischen war der Erzherzog, um ihn dem Getriebe der Parteien ganz zu entziehen, auf den Kriegsschauplatz in Italien geschickt worden, wo er mit seinem Oheim, dem Erzherzog Albrecht, im Hauptquartier des Feldmarschalls Radetzky zu Verona eintraf. Der greise Heerführer war nicht gerade sehr erbaut darüber. „Kaiserliche Hoheit,“ sagte er mit seiner soldatischen Offenherzigkeit bei der Begrüßung zu Franz Joseph, „was sollen Sie eigentlich hier? Ihre Gegenwart bereitet mir nur Schwierigkeiten. Trifft Sie ein Unglück, welche Verantwortlichkeit für mich! Werden Sie gefangen, so können alle Vorteile, die meine Armee erringt, verloren gehen.“ Mit schlichter Würde entgegnete darauf der Prinz: „Nun, es mag eine Unvorsichtigkeit gewesen sein, mich hierher zu senden. Nun ich aber einmal da bin, verbietet es mir meine Ehre, unverrichteter Dinge heimzukehren.“ Da umarmte der Marschall den Prinzen als seinen „Kameraden“, der dann am 6. Mai in der heißen Schlacht von Santa Lucia die Feuertaufe empfing. Immerhin aber wird Radetzky ohne Zweifel erleichtert aufgeatmet haben, als schon im Juni ein kaiserliches Handschreiben den Neffen nach Innsbruck zurückberief, wo nun die unterbrochenen Studien wieder aufgenommen wurden. Franz Joseph aber war gereifter aus dem Heerlager zurückgekehrt; er erschien auch äußerlich jetzt mannhafter und selbstbewußter und verfolgte die Zeitereignisse mit scharfer Aufmerksamkeit.

Als der Hof im August sich wieder nach Wien begab,

kehrte auch Franz Joseph dorthin zurück und nahm mit jenem seinen Aufenthalt in Schönbrunn. Nun folgten rasch aufeinander erschütternde Ereignisse: am 28. September gab die Ermordung des Grafen Lamberg auf der Pester Donaubrücke das Signal für den Ausbruch der Revolution in Ungarn, und am 6. Oktober kam es in Wien zu den Unruhen, bei denen der Kriegsminister Graf Latour grausam getödet und an einem Laternenpfahl aufgehängt wurde. Am anderen Morgen brach der Hof zum zweitenmal von Schönbrunn auf, um sich über Kremsier nach der Festung Olmütz zu begeben, wo der schwerkgeprüfte Kaiser, der Wien nicht wiedersehen sollte, Ruhe zu finden hoffte.

Es war den Nächste-
 teiligten mittlerweile klar
 geworden, daß der Thron-
 wechsel eine zwingende
 Notwendigkeit geworden
 sei. Zwar war eine Ab-



Erzherzog Franz Joseph im siebzehnten Lebensjahre.

dankung in dem mächtigen Hause Habsburg seit Karl V. nicht mehr vorgekommen, allein das „tolle Jahr“ hatte die Gemüter bereits an das Außerordentlichste gewöhnt. Hatten doch nicht nur der Fürst Heinrich LXXII. von Neuß und der Herzog von Altenburg, sondern auch König Ludwig I. von Bayern bereits dem Throne entsagt. Den ganzen Sommer über hatte zwischen Windischgrätz, der Kaiserin Maria Anna und der geistig hervorragend begabten Mutter Franz Josephs, der Erzherzogin Sophie, ein eingehender Briefwechsel über

diesen Punkt stattgefunden, und ein volles Einvernehmen war zwischen den beiden Schwägerinnen erzielt worden. „Das innigste Verständniß,“ sagt Helfert, der die im Familienarchiv des Hauses Windischgrätz aufbewahrte Korrespondenz einsehen durfte, „schlang in Unglück und Gefahr ein schönes Band um die beiden Frauen, von denen die eine im Begriffe stand, an der Seite ihres Gemahls vom Throne herabzusteigen, die andere im Vereine mit dem ihrigen für immer darauf zu verzichten.“ Erzherzog Franz Karl war nämlich zu Gunsten seines Sohnes zurückgetreten, von dessen Thronbesteigung auch Fürst Felix Schwarzenberg die Uebernahme des Ministerpräsidiums abhängig gemacht hatte, und so kam denn der wichtige Tag heran, an dem der jugendliche Erzherzog Franz Joseph das Scepter der Herrschaft ergreifen sollte. Er selbst empfand die volle Schwere dieser Veränderung. Gäste, die öfters an der Hof- tafel teilnahmen, fanden ihn schweigsam, in sich gekehrt und über sein Alter ernst. „Lebe wohl, meine Jugend!“ soll er mit zuckender Lippe und feuchtem Auge gefenzt haben, als alles entschieden war.

Kaiser und Kaiserin residirten mit ihren nächsten Angehörigen im fürsterzbischöflichen Palaste zu Olmütz, während die übrigen Mitglieder des Kaiserhauses ihr Absteigequartier in amtlichen und klösterlichen Gebäuden genommen hatten. Auf acht Uhr früh waren am 2. Dezember die Angehörigen des Kaiserhauses und der ganze Hof in die fürsterzbischöfliche Residenz beschieden worden, aber nur sehr wenige Personen wußten, weshalb.

Selbst Erzherzog Ferdinand Max fragte den Kriegsminister ganz erstaunt: „Aber sagen Sie mir nur, was geht denn hier eigentlich vor, daß man uns schon um acht Uhr hierher beschieden hat?“

„Belieben sich Eure Kaiserliche Hoheit nur einen Augenblick zu gedulden, man wird es sogleich erfahren,“ lautete

die diplomatische Antwort. Nur die kaiserlichen Angehörigen, die Minister und einige andere Personen wurden in den sogenannten Thronsaal eingelassen, die übrigen, deren Erwartung aufs höchste gespannt war, mußten im Vorsaal zurückbleiben.

Bald nach acht Uhr erschienen im Thronsaale die Majestäten und der engere Familienkreis, zuletzt Erzherzog Franz Joseph. Kaiser Ferdinand zog ein Papier hervor und verlas die Abdankung, welche folgendermaßen lautete:

„Wichtige Gründe haben Uns zu dem unwider-
russlichen Entschlusse ge-
bracht, die Kaiserkrone nie-
derzulegen, und zwar zu
Gunsten Unseres geliebten
Neffen, des Durchlauch-
tigsten Herrn Erzherzogs
Franz Joseph, Höchstwel-
chen Wir für großjährig
erklärt haben, nachdem
Unser geliebter Herr Bru-
der, der Durchlauchtigste
Herr Erzherzog Franz Karl, Höchstdessen Vater, erklärt
haben, auf das Ihnen nach den bestehenden Haus- und
Staatsgesetzen zustehende Recht der Thronfolge zu Gunsten
Höchstihres vorgenannten Sohnes unwiderrusslich zu ver-
zichten.“

Fürst Schwarzenberg verlas noch die auf den feier-
lichen Akt bezüglichen Staatschriften und Urkunden, und
dann senkte der neue Kaiser das Knie vor seinem Vor-
gänger, den er um seinen Segen bat.

„Sei nur brav, Gott wird dich schützen, es ist gern



Arthur Görgei, Oberbefehlshaber der ungarischen Revolutionsarmee.

geschehen," flüsterte der alte Kaiser, während sich eine tiefe Rührung aller Anwesenden bemächtigte.

Auch den Segen der Kaiserin Maria Anna und seiner kaiserlichen Eltern empfing Franz Joseph ehrfurchtsvoll und trat dann zu den anderen Mitgliedern des Kaiserhauses, die sich erhoben und ihr neues Oberhaupt begrüßten. Dann wurde das vom Legationssekretär Baron v. Hübner aufgesetzte Protokoll unterzeichnet. Hübner wollte sich die dabei benutzte Feder aneignen, allein der lebhaft erregte Erzherzog Ferdinand Max, den der Gedanke, statt des Bruders jetzt einen Kaiser vor sich zu haben, besonders tief berührte, nahm sie ihm mit den Worten aus der Hand: „Ich habe wohl ein größeres Recht darauf als Sie!“

Möchte er, daß auch ihn einst eine Kaiserkrone schmücken werde, die ihm freilich Unheil und einen tragischen Tod bringen sollte? Die Feder blieb ein sorgsam gehütetes Andenken in den reichen Sammlungen, die er zu Miramar aufbewahrte.

Die Flügelthüren des Saales thaten sich nunmehr auf, und Fürst Schwarzenberg teilte als Minister des kaiserlichen Hauses den im Vorfaal Harrenden mit, was sich soeben im Hause Habsburg zugetragen. Und draußen ward gleichzeitig auf drei verschiedenen Stellen der Stadt unter Trompetenstoß aller Welt durch Heroldruf kundgethan, daß das Reich einen neuen Herrscher habe.

Kaiser Ferdinand verließ noch an demselben Tage Olmütz, wo nun der Thronwechsel durch eine Reihe von Festlichkeiten gefeiert wurde. Am 3. Dezember empfing der neue Kaiser die von dem nach Kremier zu einer außerordentlichen Sitzung einberufenen Reichstage geschickte Begrüßungsdeputation, und am 5. präsiidierte er erstmals einem Ministerrat. Bezeichnend für die Richtung seines Strebens war der Wahlspruch, den Kaiser Franz Joseph sich am 12. Februar 1849 erwählte: „Viribus unitis!“ (Mit vereinten Kräften!) Ihm

entsprach auch die Stelle in dem oben bereits erwähnten Manifeste, das der Monarch an seine Völker richtete: „Fest entschlossen, den Glanz der Krone ungetrübt und die Gesamtmonarchie ungeschmälert zu erhalten, aber bereit, Unsere Rechte mit den Vertretern Unserer Völker zu teilen, rechnen Wir darauf, daß es mit Gottes Beistand und im Einverständnisse mit den Völkern gelingen werde, alle Länder und



Georg Klapka, Kommandant der Festung Komorn während der Belagerung durch die Oesterreicher.

Stämme der Monarchie zu einem großen Staatskörper zu vereinigen.“

Zur Erreichung dieses Zieles war in erster Linie die Wiederherstellung friedlicher Zustände erforderlich, die aber nicht so bald erreicht werden sollte. Es folgte vielmehr zunächst noch eine trübe Zeit, für deren Irrungen jedoch die Geschichte den von den besten Absichten geleiteten jugendlichen Herrscher nicht verantwortlich macht. Im März 1849 war die Revolution in Prag, in Wien und in Italien besiegt; in Ungarn dagegen dauerte der Kampf noch fort.

Am 14. April erklärte der ungarische Reichstag in Debreczin auf Betreiben Ludwig Kossuths und gegen den Rat Arthur Görgeis „das Haus Habsburg der Herrschaft verlustig und aus Ungarn für ewige Zeiten verbannt“. Ungarn wurde Republik, Kossuth verantwortlicher Gouverneurpräsident, und Görgei übernahm das Kriegsministerium neben dem Oberbefehl der revolutionären Armee. Während die Ungarn unter Görgei Ofen belagerten und am 21. Mai erstürmten, rief Oesterreich die russische Hilfe gegen die Revolution an, die Kaiser Nikolaus in einem Vertrage am 21. Mai zusagte. Er schickte den Feldmarschall Iwan Fedorowitsch Paskewitsch, Grafen von Erivan und Fürsten von Warschau, mit 180,000 Mann über die Karpathen, während die Oesterreicher gleichzeitig unter Haynau die Donau abwärts rückten, und einer solchen Uebermacht waren die Ungarn natürlich nicht gewachsen.

Am 13. August streckte Görgei mit der 22,000 Mann starken Hauptarmee bei Bilágos vor dem russischen General Rüdiger die Waffen, die Festungen Arad, Peterwardein und andere ergaben sich. Nur Komorn, wo General Georg Klapka den Oberbefehl führte, hielt sich noch über einen Monat, um dann unter ehrenvollen Bedingungen zu kapitulieren. Triumphierend meldete alsdann Paskewitsch dem Zaren: „Ungarn liegt besiegt zu den Füßen Eurer Majestät.“ Mit Ungarns Fall war die Revolution von 1848 und 1849 in Europa niedergeworfen.

Inzwischen war Kaiser Franz Joseph am 5. Mai nach Schönbrunn zurückgekehrt, wo er die Abgeordneten des Wiener Gemeinderats huldvoll empfing. Dort nahm am 22. April 1854 auch die Kaiserbraut, Prinzessin Elisabeth (geb. am 24. Dezember 1837), die Tochter des Herzogs Max in Bayern, ihren Aufenthalt, um dann am 23. April ihren feierlichen Einzug in die Hofburg der festlich geschmückten Kaiserstadt zu halten. Um 24. April um sieben

Uhr abends fand in der Augustinerkirche die Trauung statt, welche der einstige Lehrer des Kaisers, Fürstbischof v. Rauscher, vornahm. Mit reichen Gaben des Geistes und des Herzens geschmückt, strahlend in blühender Schönheit, schien diese Fürstin damals einem stolzen Glück auf den Höhen der Menschheit entgegenzugehen, und niemand konnte ahnen, wie furchtbar tragisch sich ihr Leben gestalten werde. Gerade als ihr die herrlichste Feier bevorstand, die der Gemahlin eines Kaisers zu teil werden kann, da wurden die Völker Oesterreich-Ungarns statt an den Jubelthron des Monarchen an die Bahre der geliebten Kaiserin gerufen, und Trauer zog ein in die Grenzen der Monarchie. Bei dieser Gelegenheit hat sich aber auch gezeigt, wie groß und lebhaft



Iwan Fedorowitsch Paskewitsch, Graf von Erivan,
Fürst von Warschau, kais. russ. Feldmarschall.

die Sympathien sind, die der Kaiser bei allen Fürsten und Völkern besitzt, sowie die innige Liebe, die alle Völker seines Reiches mit dem greisen Herrscher verbindet. Was der jugendliche Herrscher vor einem halben Jahrhundert gelobt: seinen Völkern ein gerechter und gütiger Fürst zu sein, das hat er in guten und in schlimmen Zeiten jederzeit getreulich gehalten. Mit voller Hingabe an die Staatsinteressen, mit nie, selbst in den schwersten Augenblicken nicht erlahmendem Pflichteifer hat er seines hohen Amtes gewaltet, immer bestrebt, versöhnlich zu wirken, und in den

Parteien das Bewußtsein zu wecken bemüht, daß in dem Zusammenstehen und dem Festhalten an dem Bunde zwischen den Völkern des Kaiserstaates und ihrem Herrscherhause auch das gemeinsame Heil beruhe.

Alles Mißgeschick, das den Kaiser in seinem ereignisreichen Leben getroffen hat, und von dem das schrecklichste Ereignis des 11. September den härtesten Schlag darstellt, hat das Band der Liebe zwischen ihm und seinen Völkern immer enger geknüpft; mit festem Vertrauen blicken sie auf ihn, der in unablässiger Pflichterfüllung, wie durch seine stets bewährte Herzensgüte und nimmer erlahmende Milde thatigkeit jedem Bürger als leuchtendes Vorbild gelten kann. Aber auch im Auslande und vor allem in Deutschland ist die ehrfurchtgebietende Gestalt des Kaisers ebenso hochangesehen wie verehrt und begegnet der Gedenktag seiner Thronbesteigung sympathischer Teilnahme.





Mannigfaltiges.

Gefährliche Operation. — Heidring, ein Deutscher, ließ sich im Jahre 1792 als erster europäischer Zahnarzt zu Brussa in Kleinasien nieder. Dort genoß er bald die Freude einer täglich zunehmenden Praxis, und schon nach einem Jahre seines Aufenthaltes sah er sich auf dem Wege zu einem recht befriedigenden Wohlstande.

Da geschah es eines Tages, daß Kuri-Pascha, der Gouverneur von Brussa, ihn zu sich entbieten ließ, um von einem kranken Zahne befreit zu werden. Pünktlich zur Mittagstunde sollte sich Heidring im Palais desselben einfinden. Aber gerade an diesem Tage wurde er durch mehrere Patienten über die Sprechzeit hinaus aufgehalten, er verspätete sich und traf etwa eine Stunde nach der festgesetzten Frist im Palais ein. Des Paschas Sekretär, zu dem Heidring in einem freundschaftlichen Verhältnisse stand, empfing ihn im Vorzimmer mit allen Zeichen des Schreckens.

„Sie haben sich,“ sagte er, „durch diese Verspätung den höchsten Zorn des Gouverneurs zugezogen. Infolge der fürchterlichen Schmerzen, die er auszustehen hatte, ist er ohnehin schon übler Laune. Er hat geschworen, daß, wenn ihm das Entfernen des Zahnes den geringsten Schmerz bereitet, er Sie mit eigener Hand töten würde, und Sie wissen, er ist der Mann dazu, sein Wort zu halten.“

„Aber das würde ja allem Völkerrecht Hohn sprechen,“ stammelte Heidring erblickend.

Der Sekretär zuckte die Achseln. „Was würde es Ihnen helfen, wenn nach solchem widerrechtlichen Mord die übliche

Genugthuung verlangt und gewährt würde? Das könnte Sie nicht wieder ins Leben zurückrufen."

Heidrings nächster Gedanke war natürlich die Flucht, doch indem er sich umblickte, fand er alle Ausgänge mit Wachen besetzt; schon öffneten sich die Thüren, welche in das Innere des Palastes führten, und ein Dien:er meldete, daß der Gouverneur zu der Operation bereit sei. Da ein Ausweg unmöglich schien, folgte Heidring festen Schrittes dem Voranschreitenden, obwohl er sich innerlich mehr tot als lebendig fühlte. Er gelangte in den Saal, in welchem der Pascha, umgeben von seinen Würdensträgern, Platz genommen hatte.

„Hund von einem Gaur," donnerte Nuri-Pascha ihn an, „wie hast du dich unterstehen können, später zu kommen, als ich dir befohlen habe? Dafür sollst du büßen. Ziehe mir sogleich den kranken Zahn aus, aber merke dir, sobald ich nur den geringsten Schmerz fühle, bist du des Todes.“

In demselben Augenblicke sah Heidring in der Hand eines riesigen Regers, der zur Seite des Paschas stand, ein zweischneidiges Schwert blinken. Der Zahnarzt wußte nur zu wohl, daß der Henker hier oft genug sein schauerliches Amt auf einen Wink des Paschas ausübte. Urtheil und Vollstreckung geschahen gewöhnlich im Verlauf einer Minute. Noch einmal warf der Zahnarzt einen schnellen Blick um sich her, und in einem Moment zogen die verschiedenartigsten Gedanken durch den Kopf des Gefährdeten, ohne daß er ein Mittel zu seiner Rettung finden konnte.

„Euer Excellenz sind mit Recht über meine Verschämniß erzürnt," sagte er endlich, „aber vielleicht gereicht der Grund der Verzögerung mir zur Entschuldigung. Ich war bei einem Kaufmann, um dem kleinen Sohn desselben mittelst einer sehr schmerzhaften Operation einige Zähne zu entfernen. Ich glaubte nicht, daß ich noch heute würde die Operation beenden können, da es mir zweifelhaft war, ob der Knabe den Schmerz ertragen würde. Jedoch ich sah mich darin ganz und gar getäuscht, das Kind benahm sich gefaßt wie ein Mann und so standhaft, daß ich nicht zögerte, das schmerzhafteste Werk zu vollenden.“

Der Pascha erwiderte nichts und wies finsternen Blickes auf das Instrument des Zahnarztes. Im Nu war der kranke Zahn

entfernt, und alle Umstehenden blickten erwartungsvoll bald auf den Gouverneur, der nicht eine Miene verzog, bald auf den Schwarzen, der sein Schwert in der Sonne funkeln ließ.

„Geh,“ sagte Nuri-Pascha zu Heidring, „man soll von mir nicht sagen, daß ich wegen des einen schmerzenden Zahnes weniger standhaft gewesen sei, als das Kind des Kaufmanns.“

Eilend verließ der Gerettete den Palaß. W. G.-D.

Neue Erfindungen: Automatische Vorrichtung zur Abfertigung der Post auf fahrenden Zügen. Die schnelle



Myers' Automat zur Postabfertigung an fahrenden Zügen:
Der am Wagen angebrachte Apparat.

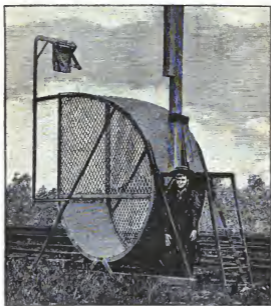
Beförderung von Briefen und Eilsendungen ist wesentlich auf die Schnellzüge angewiesen. Nun leuchtet ohne weiteres ein, daß die Verkehrsinteressen wesentlich gefördert werden, wenn sich die unzähligen Aufenthalte vermeiden oder wenigstens erheblich einschränken lassen, welche die Schnellzüge und alle weite Strecken durchlaufenden Postzüge durch die Abgabe und Aufnahme von Postbeuteln u. s. w. in oft für den Verkehrsumfang ganz unbedeutenden Stationen jetzt machen müssen. Aus diesem Grunde haben neuerdings die französischen, englischen und amerikanischen Bahnverwaltungen verschiedene Vorrichtungen erprobt, welche es ermöglichen sollen, auf kleineren Stationen Briefbeutel abzuliefern

und in Empfang zu nehmen, ohne daß der Zug deswegen anhalten oder seine Schnelligkeit vermindern muß. Am besten scheint sich bisher der auf mehreren nordamerikanischen Bahnlagen erprobte Automat nach dem System Nyars bewährt zu haben, den unsere beiden Abbildungen veranschaulichen.

Dieser Apparat besteht aus einem Fänger und aus einer Auslieferungsvorrichtung sowohl an dem im Zuge laufenden Postwagen wie auf der betreffenden Station. Unser erstes Bild zeigt den am Wagen angebrachten Mechanismus mit bereit gehaltenem Auslieferer und Fänger, während das zweite den Apparat neben dem Bahngelise in der Station darstellt. Der Fänger ist am Postwagen mittelst einer eisernen Platte befestigt; eine zweite Platte an der anderen Seite der Wagenthür hält das Gefänge und die Drehpunkte des Auslieferers. Letzterer vermag durch 90 Grade nach auswärts zu schwingen und kann in ausgestreckter Stellung durch eiserne Versteifungen festgehalten werden. Ueber dem äußeren Ende des Armes ist ein Einschlag behufs Festhaltung des Postbeutels angebracht. Das obere Ende des senkrechten Schaftes dagegen, über den der Auslieferer geschlossen ist, trägt einen mit einem entsprechend drehenden Einsatzstück verbundenen Drehwinkel und hält den längs der Wagenwand gegen die Thüröffnung vorspringenden Arm. Letzterer dreht in seinen Tragachsen mittelst eines rechtwinkelig gestellten Handgriffes, wodurch der Auslieferer gleichzeitig von der Wagenwand abgestoßen beziehungsweise wieder an diese angelegt werden kann. Auf unserer ersten Abbildung ist der Fangarm nach abwärts an die Wagenwand gedreht; der Ausliefererarm, der die Abgabe des Postbeutels an den Stationsfänger vermittelt, steht in Position. Sobald nun der Beutel abgeworfen und vom Stationsfänger aufgenommen ist, schnellt der Fänger am Wagen automatisch in den normalen, senkrechten Abstand zur Wagenwand, während der Auslieferer im entgegengesetzten Sinne an die entsprechende Stelle tritt. Sobald sich der Zug einem Stationsfänger nähert, bei dem ein Austausch stattfinden soll, so wird die Handhabe am Wagenapparat abwärts und der Arm aufwärts gedreht und damit zum Funktionieren fertig gemacht.

Der Apparat in der Station steht in entsprechendem Abstände

neben dem Bahngleise auf einer Unterlage, mit der er durch eiserne Stäbe verbunden ist. Das in spiraliger Form gehaltene Aufnahmegehäuse aus Eisenblech ist an den offenen Seiten mit Drahtgeflecht überzogen. Vor der Fangöffnung befindet sich in kleinem Abstände auf einem senkrechten Ständer ein sinnreich konstruierter Rahmen, dessen Höhe genau der des Auslieferers am Wagen entspricht. Die Rahmenseiten sind schwebend gedacht



Myers' Automat:
Der Apparat in der Station neben dem Bahngleise.

und aus elastischem Material gehalten, um den bei der Fahrt des Zuges entstehenden Schlag minder wichtig zu machen, da andererseits der Fang der Poststücke nur geringe Kraft erheischt. Die Fanghaken dieser Vorrichtung lassen das Poststück bei ihrem Aufschlagen am Postwagen sofort los; die spiralige Form des Behälters läßt die gefangenen Stücke unter Abschwächung deswurfes so sanft eingleiten, daß keine Beschädigung der Stücke dabei zu befürchten ist. Unmittelbar hinter der Rückwand dieses Fangkastens ragt nun ein zweiter Ständer empor mit einem

drehbaren Querbalken an seinem Ende, der zur Ablieferung der Stationspost an den Postwagen dient. Passirt der Zug Stationen, für die keine Post bestimmt ist, so tritt selbstredend der Auslieferer des Wagens nicht in Thätigkeit. Ist aber aus dem Stationsapparat eine Sendung zu entnehmen, dann wird der Fänger des Wagens in Stellung gebracht, wozu die Umstellung eines Zapfens an seinem Apparate hinreicht.

Die sinnreiche Konstruktion dieses Apparates ermöglicht seine Verwendung bei den schnellsten Zügen und sogar bei dicht aufeinander folgenden Zügen. Bei den angestellten Versuchen kam nie ein Versagen vor, sondern der Austausch ging stets in beiden Richtungen glatt von statten.

Vielleicht wird man in späterer Zeit, wenn das Bedürfnis dazu sich mehr und mehr geltend macht, auch noch Vorrichtungen herstellen, die das Aussetzen und Einnehmen von Fahrgästen in ähnlicher Weise möglich machen. Fr. R.

Die Kanone von Lepanto. — Vor dem k. k. Heeresmuseum im Artilleriearsenal zu Wien sind vier lange Reihen von je fast hundert altertümlichen, merkwürdigen Geschützen aufgestellt, die meistens Eroberungen der verschiedenen Kriege vergangener Jahre sind.

Einen besonders historischen Wert hat das vierte Geschütz, rechts vom Eingange, erste Reihe.

An diese kleine neunpündige, venetianische Bronzekanone knüpft sich eine teilweise durch Dokumente erhärtete Tradition feltfamer Schicksale. Das Material dieses Geschützes stammt aus den Resten eines anderen, aus Maximilianischer Zeit herrührenden Geschützes, welches wegen seiner Größe und künstlerischen Ausführung ehemals in besonderem Ansehen stand. Während des furchtbaren Brandes, dem in der Nacht vom 14. zum 15. September 1569 das herrliche Arsenal in Venedig zum Opfer fiel — man sagt, das Feuer sei auf Anstiften der Türken geschehen —, schmolz dieses Riesengeschütz, und die flüssigen Metallmassen stürzten in das Meer. Der berühmte Büchsengießer Alberghetti ließ auf Veranlassung des Arsenalobersten Contarini die Bruchstücke des Kanonenmetalles heben, wobei zum erstenmal die Taucherglocke angewendet wurde, und es konnten aus der

großen Menge der wieder zu Tage geförderten Stückmasse zehn Schiffskanonen für die neu ausgerüstete Kriegsgaleere „Il Mongibello di Venezia“ gegossen werden. Bei diesem Gusse geschah ein Unglück, indem eine dem Hause des Contarini nahe stehende Person, man erzählte, eine verschmähte Geliebte des Stückgießers, in die geschmolzene Metallmasse fiel und darin zu Asche verbrannte.

Eines dieser zehn neuen Geschütze gab in der bei Lepanto am 8. Oktober 1571 stattgefundenen Seeschlacht von der „Mongibello di Venezia“ aus einen so glücklichen Schuß gegen das türkische Admiralschiff, daß es bald darauf sank. In die so gebildete Lücke drängten sich todesmutig die venetianischen Galeeren und entschieden so den Sieg, der sich bereits auf Seite der Moslims neigte, zu Gunsten der Christenheit. Don Juan d'Autria, der die vereinigten Flotten Spaniens, Venedigs, des Papstes und der Malteser kommandierte, errang einen vollständigen Sieg; nur dreißig türkische Schiffe retteten sich, nahezu hundert wurden an den Strand getrieben und verbrannt, mehr als hundert erobert; 80,000 Türken wurden niedergemacht und 50,000 gefangene christliche Galeerensklaven befreit. Man erkannte bereitwillig, daß der glückliche Schuß aus diesem Geschütze des Meisters Alberghetti die Wendung zum Siege eingeleitet hatte, und der Stückgießer, der auch, wie damals üblich, zugleich mit Stückschütze war, erhielt hohen Lohn und genoß reiche Ehren. Das Geschütz selbst wurde auf einem prächtigen Gestelle in der Ruhmeshalle des wieder aufgebauten Arsenal's aufgestellt, und eine Metalltafel kündete dessen segensbringenden Schuß.

Mit dem Heimfall Venedigs an Oesterreich kamen auch die Geschütze des Arsenal's dieser Stadt nach Wien, und die Kanone von Lepanto wanderte von dem alten Zeughause in das neue Heeresmuseum. Nach einem ausdrücklichen Befehle des Kaisers Franz darf dieses Geschütz nie eingeschmolzen werden.

Eine besondere Eigentümlichkeit dieser Kanone sind kleine ringförmige Vertiefungen, welche im Abstände von 10 zu 10 Centimeter das Innere der Bohrung einnehmen. Sie dienen zur Aufnahme der sogenannten Schußsalbe, einer geheimnisvollen Mischung von Pulver und verschiedenen unnennbaren Ingredienzien

der Hegenlücke, mit welcher die alten abergläubischen Artilleristen die Bohrung der Kanone nach dem Laden ausschmierten, in der Meinung, hierdurch an Schußsicherheit und Tragweite zu gewinnen.

K. D. Forum.

Die geheimnisvolle Maske. In der Weihnachtszeit des Jahres 1834 gab man in einem Petersburger vornehmen Hause einen Maskenball — in Rußland pflegt man nach alter Sitte Maskeraden häufig um die Weihnachtszeit abzuhalten — und man stellte Lichter an die Fenster, zum Zeichen, daß auch nicht besonders eingeladene Masken willkommen seien. Es erschienen daraufhin einige solche, die sich jedoch bald wieder entfernten. Kurz darauf aber trat ein ganzer Zug Masken in chinesischer Kleidung ein, die in einem Tragstuhle eine Person mitbrachten, welche die Träger ihren Herrn nannten, dessen Geburtsfest sie an diesem Tage begingen. Ehrerbietig ließen sie den Lehnstuhl mit dem Geburtstagskinde mitten im Saale nieder, ihr Nationaltanz wurde ausgeführt, alle umringten ihren Herrn. Als der Tanz beendet war, mischten sich die fremden Masken unter die übrige Gesellschaft, wo sie sich, fertig französisch sprechend, bald sehr angenehm zu machen wußten. Nach einiger Zeit jedoch verschwand allmählich einer nach dem anderen aus dem festlichen Hause; zuletzt blieb nur ihr Herr zurück, der bewegungslos wie zuvor und in würdevollem Schweigen in seinem Stuhle saß. Nach und nach entfernten sich auch die Ballgäste, als sich die Aufmerksamkeit der letzten Anwesenden auf den ernstesten Chinesen richtete. Da trat der Herr des Hauses an den schweigsamen Gast heran und bat ihn artig, sich doch der Maske zu entledigen, damit er und seine Gäste sähen, wem sie das besondere Vergnügen, daß ihnen der Zug gewährt, zu danken gehabt hätten. Der Chineser antwortete jedoch weder durch ein Wort, noch durch ein Zeichen. Als der Fremde auch noch länger in schweigsamem Dastehen verharrete, nahm schließlich der Herr vom Hause eigenhändig die Maske herunter. Wer aber beschreibt das Entsetzen der Anwesenden, als sie in das Gesicht — einer Leiche blickten.

Man setzte sogleich die Polizei von dem Vorfalle in Kenntnis, und die ärztliche Untersuchung ergab, daß der Tote erst wenige Stunden vor Beginn des Maskenballes ermordet worden war.

Die Schuldigen hat man niemals entdeckt, ebensowenig erfahren, wer der Ermordete war, nur die eine Thatfache wurde festgestellt, daß die tote Maska mit ihrer Begleitung in glänzenden Equipagen vorgefahren war.

E. R.

Die größten und die kleinsten Dinge. — Der Mensch hat von jeher ein Bestreben gehabt, den äußersten Gegensätzen eine besondere Wichtigkeit beizulegen, da sie am meisten ins Auge fallen. So wollen wir uns heute auch einmal mit einigen größten und kleinsten Dingen unserer Erde beschäftigen.

Es wird unseren Lesern interessant sein, zu erfahren, daß das größte Barometer, das bisher existiert, ein Kolos von 12 Meter 65 Centimeter Höhe, vor einiger Zeit am Turme der St. Jacqueskirche in Paris angebracht wurde. — Nicht unnütz ist's ferner zu wissen, daß die größte stehende Dampfmaschine in einem Zinkbergwerke zu Fredensville, Nordamerika, im Betriebe steht, daß sie 8000 Pferdekkräfte entwickelt, während die kleinste, aus der mechanischen Werkstätte von Max Kohl in Chemnitz hervorgegangen ist und in einer gewöhnlichen Rußschale Platz hat. Mit Spiritus geheizt, entwickelt sie etwa ein Tausendstel Pferdestärke. London besitzt die größten Dampfessspritzen, die im stande sind, bis 10,000 Liter Wasser in der Minute in die Flammen zu schleudern; und Birmingham hat die größte Nadelfabrik, in welcher täglich 10 Millionen Näh- und Stednadeln erzeugt werden. Ferner befindet sich im Britischen Museum die größte Briefmarkensammlung. Sie enthält, abgesehen von einer sehr ansehnlichen Zahl von Postkarten, Couverts u. s. w., mehr als 200,000 Briefmarken, deren Wert auf 60,000 Pfund Sterling veranschlagt wird. Auch das größte Geldinstitut der Welt, die Englische Bank, hat in London ihren Sitz, und niemand macht ihr den Ruhm streitig, die bisher größten oder vielmehr höchsten Geldwertzeichen ausgegeben zu haben. Es sind vier Banknoten, von denen jede einen Wert von 100,000 Pfund Sterling (über 2 Millionen Mark) hat. Von diesen vier Noten befindet sich eine im Besiz Rothschilds, die zweite ist Eigentum der Familie Coutts, die dritte wird in der Schatzkammer der englischen Bank selbst aufbewahrt, die vierte aber hängt in einem goldenen Rahmen im Salon des Londoner Dichters und Bankiers Rogers.

Dieser Rogers gehört übrigens auch der größten aller Aktien-gesellschaften an. Es ist dies die „London and North Western Railway Company“, eine Eisenbahnunternehmung, welche, mit einem Betriebskapitale von 2380 Millionen Mark arbeitend, im Durchschnitt 26,000 Mark stündlich einnimmt. Sie besitzt 2300 Lokomotiven, welche jährlich 41 Millionen Kilometer zurücklegen, 60,000 Angestellte und befördert täglich 156,000 Reisende.

Das größte Exportgeschäft der Welt hingegen befindet sich nicht in London, sondern in Chicago. Und zwar ist es das „Fleischhaus“ von Armour & Comp., ein Geschäft, das 12,000 Leute beschäftigt, jährlich nahezu vier Millionen Rinder, Schafe und Schweine schlachtet, verarbeitet und in alle Welt verschickt.

Bayern hat die Ehre, die größte Schuhfabrik zu besitzen, indem sich in Pirmasens 61 Schuhfabriken mit 9000 Arbeitern zu einer einzigen zusammenschließen. Dasselbe geschah in Milwaukee hinsichtlich der dortigen Bierbrauereien, so daß diese amerikanische Stadt sich rühmen kann, die größte aller Bierbrauereien der Erde zu besitzen.

Demselben Verfahren dankt Arlington in den Vereinigten Staaten die größte aller Webereien für Kammgarnstoffe, die Stadt Adams in Massachusetts die größte Baumwollspinnerei (80,000 Spindeln), New York aber die größte Fremdenherberge, das Savoyhotel, welches auch deswegen merkwürdig ist, weil es den größten Spiegel der Welt besitzt. Derselbe bedeckt die ganze Wandfläche eines großen Saales und erzeugt den Eindruck eines in einen riesigen Nebensaal führenden Gewölbebogens. Die Herstellung dieses Riesenspiegels gelang nicht beim erstenmal, vielmehr wurden verschiedene Versuche gemacht, bevor es glückte, eine absolut reine und fleckenlose Glasscheibe von der erforderlichen Größe zu gießen.

Die kleinste Uhr hat ein Meister in Chicago gefertigt und in einem Fingerringe statt des Steines untergebracht. Von sonstigen kleinsten Dingen ist vor allem das französisch-englische Wörterbuch zu erwähnen, das in Glasgow erschienen ist. Es enthält auf 647 Seiten 400,000 Wörter. Das Gewicht beträgt $3\frac{2}{3}$ Gramm; es liegt in einer Metallkapsel mit Vergrößerungs-glas; damit erhöht sich das Gewicht auf insgesamt 14 Gramm.

Das Ganze ist so eingerichtet, daß es an der Uhrkette getragen werden kann. Das größte Buch dagegen, die von der Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit einem Kostenaufwande von 2 Millionen Dollars herausgegebene Geschichte des amerikanischen Bürgerkrieges, kann nicht einmal von mehreren Männern fortgeschafft werden, denn es ist 120,000 Seiten stark, 9 Meter dick und nur durch Einteilung in 120 Bände benutzungsfähig gemacht worden.

Von Büchern zu sonstigen Schriftwerken übergehend, muß die von den englischen Frauen der Königin Viktoria überreichte Petition um Unterdrückung des Opium- und Spirituosenhandels als das größte aller geschriebenen Gesuche bezeichnet werden. Denn es zählt nicht weniger als sieben Millionen Unterschriften, und zu seiner Fortschaffung war ein Lastwagen nötig.

Der größte derzeit lebende Mensch, Louis Wilkins, ist 1874 zu St. Paul in Minnesota geboren und bei einem Gewichte von 385 Pfund volle 2 Meter 45 Centimeter hoch, während der kleinste Sterbliche männlichen Geschlechtes, der achtzehn Jahre alte Birmane Emiaun, bloß eine Höhe von 61 Centimeter und ein Gewicht von $3\frac{3}{4}$ Kilogramm hat.

Das kleinste Kind, ein Wesen, das am ersten Tage seines Lebens nur 370 Gramm wog und 25 Centimeter lang war, gehört dem normal gewachsenen Ehepaare From in New Orleans an. Auch das größte aller Babies ist in Amerika zu Hause, und zwar hat es in Washington das Licht der Welt erblickt und so rasch zugenommen, daß es, ein Jahr alt, bereits 52 Pfund wog. Die Aerzte betrachten dieses Kind als ein wahres Naturwunder und sind der Ansicht, daß es sich zu einem der größten weiblichen Wesen entwickeln werde.

Natürlich hat nicht nur das Menschengeschlecht, sondern auch das Tier- und Pflanzenreich ähnliche Extreme aufzuweisen. Besonders interessant ist ein Bernhardinerhund, Lord Butte mit Namen, dessen Höhe 1,10 Meter beträgt. Dieser Elefant unter den Hunden, der kürzlich auf einer Londoner Ausstellung zu sehen war, wog 247 Pfund; sein Widerspiel, der kleinste Vertreter der Hunderrasse, aber nicht ganz 500 Gramm. Das Sir Archibald MacLaine in London gehörige Tierchen, ein Mattler,

ist nur 10 Centimeter lang und demnach im stande, sich in einer Menschenhand bequem zusammenzurollen.

New York rühmt sich, in dem 25 Stockwerke hohen Gebäude der Manhattan-Lebensversicherungsgesellschaft das größte aller Häuser zu besitzen. Thatsächlich aber ist es nur das höchste, während jener Rang unstreitig dem sogenannten „Freihaus“ in Wien gebührt, denn dieses hat nicht weniger als 13 Höfe, von denen einige den Eindruck von Plätzen machen, ferner 31 Stiegen, 1500 Wohnzimmer, und beherbergt rund 2300 den verschiedensten Ständen angehörige Personen. Eigene Briefträger besorgen die Verteilung der Briefe in diesem ungeheuren Gebäude, und man muß genau den Namen und Vornamen des Adressaten angeben, sowie die Nummer des Hofes, der Stiege und der Wohnung, soll der Brief an seinen Bestimmungsort gelangen.

Wien besitzt ferner auch mehrere sehr große Bahnhofshallen, allein das größte derartige Gebäude von 186 Meter Länge und 168 Meter Breite, also 31,248 Quadratmeter Flächenraum, hat derzeit Frankfurt a. M. anzuweisen. London befindet sich hierin erst an dritter oder vierter Stelle.

Die größte Glocke befindet sich in Paris, in der Herz Jesu-Basilika auf dem Montmartre. Sie ist 18,835 Kilogramm schwer, ihr Klöppel wiegt 850 Kilogramm und ihr Ton ist ein so gewaltiger, daß er auf 20 Kilometer in der Runde gehört werden kann.

Der größte Blumenstrauß endlich wurde am 2. Januar 1897 in Wien gewunden und der Opernsängerin Antonie Schläger bei ihrem Abschiede vom Hofoperntheater von Verehrern überreicht. Das Gewicht dieser duftigen Spende ist zwar nicht festgestellt worden, allein man kann sich einen Begriff davon machen, wenn man erfährt, daß vier Mann daran zu tragen hatten. R. M.

Dem Tode nah. — Im Jahre 1783 kam ein Kaufmann, Namens Barollet, ein Schweizer von Geburt, der indes schon seit einer langen Reihe von Jahren in Yarmouth in England lebte, in Handelsgeschäften nach Brügge. Kaum war er im Gasthaus angekommen, als man ihn ohne weiteres verhaftete, in Fesseln legte und in einen tiefen Kerker setzte. Barollet war über diese Behandlung natürlich außer sich, da er sich keiner

Schuld bewußt war. Sein Schreck wuchs aber ins Ungeheuerliche, als am Tage nach seiner Verhaftung Magistratspersonen bei ihm erschienen, die ihm mittheilten, daß seine Hinrichtung am nächsten Morgen stattfinden würde. Natürlich erhob Barollet gegen diese Zumutung lauten Protest, und er verlangte vor allem zu wissen, weshalb man ihn eingekerkert habe und ohne Urteil und Verhör hinrichten wolle. Darauf wurde ihm erklärt, man lasse sich von ihm nicht täuschen, er solle sich zur Exekution vorbereiten. Aus einigen Aeußerungen seines Wärters, die Barollet diesem zu entlocken wußte, erkannte er endlich, daß er das Opfer einer Verwechslung geworden war.

Im Jahre 1782 hatte ein gewisser Durand in Brügge einen Meuchelmord begangen und war zum Tode verurtheilt worden. Es gelang ihm indes, am Tage vor der Exekution zu entfliehen. Dies war vor etwa acht Monaten geschehen, und Barollet, der soeben in Brügge eingetroffen war, hatte in seiner ganzen Erscheinung mit dem Mörder eine so täuschende Aehnlichkeit, daß man nicht im geringsten zweifelte, in ihm den entsprungenen Todeskandidaten endlich eingefangen zu haben. Das Urteil lautete auf Hinrichtung durch das Rad, und Barollet wandte natürlich alles auf, um durch Bitten und Beschwörungen seine Wärter zu veranlassen, dem Richter mitzuteilen, daß er nicht der gesuchte Meuchelmörder sei. Einer der Wärter ließ sich auch wirklich dazu bewegen, er ging zu dem Richter, und dieser befahl die Vorführung Barollets. Hier kam aber der Gefangene aus dem Regen in die Traufe. Der Richter fuhr Barollet, nachdem er kaum vor ihn getreten war, mit groben Worten an, nannte ihn einen Lügner und erklärte, er erkenne ihn selbst genau als den entsprungenen Durand wieder. Auch der anwesende Gerichtschreiber forderte den vermeintlichen Mörder auf, ein Geständnis abzulegen, da auch er ihn genau wiedererkenne. Die Lage Barollets wurde immer bedenklicher. Außer dem Richter und dem Gerichtschreiber waren es noch fünf Gerichtspersonen, welche unter Beteuerungen versicherten, daß der Gefangene der entsprungene Durand sei. Es wurden daher dem Unglücklichen noch einmal die Prozeßakten von Anfang bis zu Ende vorgelesen, der Stab wurde noch einmal gebrochen, und er in das Gefängnis zurück-

geführt. Barollet wußte nun, daß er verloren war, wenn nicht der Himmel ihm irgend einen Retter schickte, und da er ganz unbekannt in Brügge war, so bereitete er sich zu der für den nächsten Morgen angesetzten Hinrichtung vor.

Zur selben Zeit befand sich in Brügge Lord Torrington aus London, der auch von dem sonderbaren Gefangenen hörte, dessen sich die Behörde bemächtigt hatte. Als er erfuhr, daß der angebliche Durand behauptete, englischer Unterthan zu sein, begab er sich im Einverständnis mit der Behörde zu dem Gefangenen, um ihn darauf zu prüfen, ob er die englische Sprache kenne. Lord Torrington verließ das Gefängnis mit der Ueberzeugung, daß die Behörde einen Unschuldigen hinrichten wolle; er eilte daher sofort zu dem Richter und bat dringend, die Hinrichtung aufzuschieben, da man im Begriffe sei, einen unschuldigen englischen Staatsbürger hinzurichten. Nur mit außerordentlicher Mühe gelang es dem Lord endlich, vorläufig einen Aufschub der Hinrichtung durchzusetzen und zu erwirken, daß man dem Gefangenen gestatte, einen Gegenbeweis zu erbringen. Barollet sandte darauf einen Boten nach seinem Wohnsitze, damit ihm von dort bestätigt werde, daß er zu der Zeit, in welcher der Meuchelmord begangen worden war, sich in Dartmouth aufgehalten habe. Unterdes blieb natürlich der Unglückliche in strengster Gefangenschaft. Mit dem rückkehrenden Boten zusammen traf ein Angestellter der Firma Barollet ein, welcher die Geschäftsbücher des Hauses mit sich führte. An der Hand dieser Bücher wies der Beamte nach, daß an dem Tage, an dem der Meuchelmord in Brügge passirt war, Barollet Eintragungen mit eigener Hand in die Bücher gemacht hatte. Man besorgte nun von dem Gefangenen eine Schriftprobe, und der Vergleich ergab, daß in der That die Eintragungen von Barollet herrühren mußten. Die Behörde von Brügge wollte sich aber nicht noch einmal blamieren, indem sie abermals einen zum Tode Verurtheilten ohne weiteres laufen ließ. Sie verlangte daher von Barollets Beamten, er solle seinen Prinzipal erkennen, auch wenn ihm dieser unter einer ganzen Anzahl anderer Gefangener vorgeführt würde. Der Beamte machte sich indes sogar anheischig, Barollet schon an der Stimme zu erkennen. Es wurden diesbezügliche Proben angestellt, welche

zum Glück glänzend gelangen und die Anschuld des Gefangenen gänzlich darthaten. Die Exekution wurde nun abbestellt, indes der unglückliche Barollet noch immer nicht freigelassen. Es mußten erst bei Hofe in Brüssel Verhaltungsmaßregeln eingeholt werden, und so lange blieb Barollet in Haft. Nach seiner Freilassung, die endlich erfolgte, hat es Barollet vorgezogen, Brügge in Geschäften nie wieder aufzusuchen. K. O. R.

Grillenkämpfe bei den Chinesen. — Obwohl der Chinese äußerst friedlicher Natur ist und sonst an keinerlei Kampfspiele Gefallen findet, so sind doch in einem großen Teil Chinas Grillenkämpfe außerordentlich beliebt. Die Leidenschaft für diesen Sport geht so weit, daß mancher wohlhabende Mann durch seine Wettlust bei den Kämpfen sein Vermögen verliert.

Man verwendet zu den Kämpfen eine schwarze Grillenart. Mit den Gerätschaften für den Fang und die Haltung der Tiere wird in Peking und Umgegend ein lebhafter Handel getrieben. Zum Fang der Grillen braucht man zunächst ein Instrument, das einem Stenmeißen ähnelt. Mit demselben werden die Ritzen in dem Gemäuer, in denen sich die Grillen aufhalten, erweitert und die Tierchen herausgetrieben. Man fängt sie schnell in einer Drahtglocke auf, aus der sie dann in eine verdeckelte Schale gebracht werden. Zu diesem Zweck kleumt man das eine Ende einer Röhre zwischen die Drähte der Glocke, während das andere Ende in die Schale mündet. Das nach einem Ausweg suchende Insekt gerät bald in die Röhre und wird nun in die Schale hineingeblasen. Diese zarte Behandlung ist nötig, weil das Tier mit den Fingern leicht beschädigt und dadurch für den Wettkampf unbrauchbar werden würde. In der Schale befindet sich ein kleines thönerues Häuschen in Form einer Hundehütte mit zwei Ausgängen. Außerdem enthält die Schale ein winziges Schüsselchen mit Reis und Wasser zur Fütterung. Allmählich gewöhnt sich die Grille an die Gefangenschaft und wird bei guter Ernährung gewandt und kräftig.

Jetzt ist die Stunde des Wettkampfes gekommen. Zwei Grillenbesitzer bestimmen, wie der russische Geologe Obrutschew mittheilt, die Bedingungen des Wettkampfes, zahlreiche sportlustige Zuschauer drängen sich herbei, mustern und prüfen die beiden,

in ihren Gehäusen sitzenden Grillenkämpfen, loben und bestreiten ihre Vorzüge und schließen endlich untereinander Wetten ab. Jetzt wird wieder die Röhre in den Käfig gesteckt, worauf ein jeder Grillenbesitzer sein Tier in eine Schale mit steilen Wänden hineinbläst. Im ersten Augenblick stehen sich die beiden Grillen betäubt und erschreckt gegenüber, sowie sich aber gegenseitig ihre langen Fühlhörner berühren, beginnt der Kampf. In höchster Wut stürzen die beiden Tiere aufeinander los, verbeißen sich mit dem festen Gebiß und ruhen nicht eher, als bis das eine tot auf dem Platze bleibt. Zuweilen stellt man dem Sieger noch einen neuen Gegner gegenüber, und gelingt es ihm, auch diesen und vielleicht einen dritten und vierten aus dem Felde zu schlagen, so wächst sein Ruhm und sein Wert in den Augen seines glücklichen Besitzers und aller Sportsfreunde. Man bezahlt für einen solchen Grillenchampion 300 Mark und mehr, während weniger erprobte Tiere für einige Mark käuflich sind. Derartige Neulinge werden mit den zu dem Sport gehörigen Apparaten auf dem Pekinger Markt zu Tausenden ausgestellt.

Th. S.

Eine geheime Leihbibliothek. — Bekanntlich überraschte Friedrich Wilhelm I. seinen Kronprinzen Friedrich eines Tages (November 1729) im Berliner Schlosse beim Flötenspiel mit seinem Musiklehrer Quanz und warf, zornentbrannt, Flöte, Noten, Friedrichs Schlafrock und Perücke ins Kaminfeuer. Nur bei dem großen Stoß französischer Bücher stuchte er und nahm sie, als zu kostspielige Gegenstände, von dem Autodafé aus. Er ließ, praktisch wie stets, den Buchhändler Haude aus Berlin kommen und erteilte diesem den Befehl, die „ganze giftige Handbibliothek“ in Masse in seinen Buchladen zu schaffen und sie samt und sonders zu verkaufen, „zu jedem Preis, den ein unverständiges Publikum dafür geben mag“. Der Buchhändler Haude ließ die Bücher in seinen Laden schaffen und gab bald darauf dem König die beruhigende Nachricht, daß „ein unverständiges Publikum“ in der That die „französischen Giftbücher“ gekauft habe. Friedrich Wilhelm, zufrieden mit dem Erlös aus dem Bücherverkauf, erfuhr aber nie den wahren Sachverhalt — daß nämlich der kluge Haude den Verkaufspreis aus

eigener Tasche entrichtete und in Wirklichkeit die konfiszierten Bücher in seiner Wohnung aufbewahrte. Aus dieser Leihbibliothek aber „lieh“ er nun dem Kronprinzen weiterhin ein Buch nach dem anderen, ohne daß es der Vater gewahrte. 3. W.

Die Erfindung des Panoramas. — Der Erfinder der Panoramas war Robert Barker, ein irländischer Maler, der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in Edinburg lebte.

Im Jahre 1785 wurde er wegen Schulden ins Schuldgefängniß der Hauptstadt gebracht. Seine Zelle erhielt ihr Licht durch ein Luftloch in einer der oberen Ecken, während der untere Teil des Raumes dunkel blieb, so daß er Briefe, die man ihm sandte, nicht lesen konnte. Bald fand er jedoch, daß die Worte sehr deutlich hervortraten, wenn er die Schriftstücke an den von dem Luftloch beleuchteten Teil der Wand hielt.

Die Wirkung fiel ihm auf, und er kam zu der Erkenntniß, daß ein in ähnlicher Weise aufgestelltes Bild einen überraschenden Effekt hervorbringen müßte. Nach seiner Freilassung stellte er darauffhin eine Reihe von Versuchen an, die ihn veranlaßten, seine Erfindung praktisch zu verwerten.

Am 19. Juni 1787 erhielt er in London ein Patent, mit welchem ihm die Erfindung des Panoramas amtlich bestätigt wurde. Die englischen Maler sprachen sich allerdings mit großer Verachtung über Barkers Schöpfungen aus, doch sie konnten das Publikum nicht hindern, zu den von dem Erfinder in der Rotunde auf dem Leicester-square zu London veranstalteten Gemäldeausstellungen hinzuströmen.

Barker verstand es, seine Erfindung nach und nach immer mehr zu vervollkommen, und man erzählt sich, daß eines Tages ein Neufundländer, den man mit in die Rotunde genommen, auf ein Bild zusprang, um die auf demselben dargestellten, mit dem Tode des Ertrinkens kämpfenden Personen zu retten. 2-n.

Ein kaiserlicher Maler. — Der Kaiser Nikolaus I. von Rußland besuchte ab und zu einen Petersburger Maler und sah ihm gerne bei seiner Beschäftigung zu. Er bekam allmählich Lust, selbst den Griffel in die Hand zu nehmen, und zeichnete. Jedesmal war der Gegenstand seiner Zeichnung ein Soldat in voller Uniform. Mit den Füßen begann er, mit der Helmspitze hörte

er auf. Es fehlte kein Knopf, keine Schnalle, jede Falte war vorchriftsmäßig, das ganze Bild völlig reglementsmäßig. Dann griff der Kaiser zum Pinsel und kolorierte die von ihm gezeichneten Soldaten. Aber er fing schließlich zur größten Bestürzung des Künstlers an, auch Soldaten in schon beinahe fertige Landschaften zu malen. Eines Tages hatte der Maler aus der kaiserlichen Galerie ein wertvolles Gemälde von Teniers entliehen; der Kaiser kam, sah das Bild nachdenklich an, nahm Palette und Pinsel zur Hand und machte sich daran, eine alte Frau, die mit ihrem Bündel Reisig auf dem Rücken im Vordergrund des Gemäldes saß, in einen Tambour, ihr Bündel aber in eine Trommel zu verwandeln. Entsetzt sah ihm der Maler zu, der Kaiser aber drehte sich nach beendeter Arbeit nach ihm um und sagte in zufriedenerm Tone: „Lassen Sie doch auch die übrigen Teniers von meiner Galerie holen, ich werde sie zeitgemäß umändern.“ Zum Glück waren Kopien vorhanden, die man dem kaiserlichen Künstler unterschieben konnte. D.

Gegenseitige Dienstleistungen. — Nahe der Mündung des Vicking in den Ohio, an der Stätte des alten Forts Washington, wo später das schnell emporblühende Cincinnati aufgebaut wurde, fand gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts ein äußerst erbitterter Kampf zwischen englischen Ansiedlern und Indianern statt. Sämtliche Weiße fielen bis auf zwei; nachdem die Indianer die Gefallenen skalpiert hatten, zogen sie sich in den dichten Forst zurück, dessen Schatten damals noch den Fluß an dieser Stelle verdunkelte. Aber auch die beiden einzigen überlebenden Teilnehmer des blutigen Gefechts waren kampfunfähig geworden. Der eine hatte einen Schuß durch die Hüften erhalten, so daß seine beiden Beine völlig gelähmt waren; dem anderen waren beide Arme gebrochen. Jeder von ihnen hatte aber doch, nachdem sie in der Hitze des Gefechts niedergestreckt worden waren, noch so viel Kraft gewonnen, um nach dem nahe liegenden Dickicht kriechen zu können und sich darin zu verbergen. In Sicherheit gelangt, verhielten sich beide aus Furcht ganz still, so daß keiner der Gefährten von der Nähe oder auch nur von dem Vorhandensein des anderen etwas wußte. Endlich, nach Verlauf einiger Stunden, wagte es der eine, der seine Arme ge-

brauchen konnte, vom Hunger getrieben, einen nahe an ihm vorbei wandelnden Waschbären zu schießen. Sein Kamerad rief ihn, als er den Schuß hörte, an. Da dieser aber fürchtete, es möchte ein Indianer in der Nähe sein, gab er keine Antwort, sondern wartete, bis jener selbst vor ihn hin trat. Natürlich wünschten sich nun beide zu ihrer Rettung Glück. Dann schob der, dessen Beine unbeschädigt waren, den Waschbären seinem Kameraden zu, der ihm nun das Fell abstreifte, ihn darauf kochte und schließlich seinen Gefährten fütterte. Aber der, welcher sich, weil er in den Hüften verwundet war, nicht von der Stelle bewegen konnte, würde vor Durst zu Grunde gegangen sein, wenn nicht der andere, der des Gebrauches seiner Arme beraubt war, mit seinem Hut im Munde bis an das Kinn in den Fluß gewatet wäre und seinem vom Fieber fast verzehrten Freunde einen kühlenden Trunk verschafft hätte. In diesem bedauernswerten Zustande verblieben die Verwundeten zehn Tage. Der gehende Verwundete trieb welsche Hühner und anderes Wild dem sitzenden so nah, daß er sie schießen konnte; der sitzende aber kochte das von dem gehenden herbeigeschaffte Mahl, während der letztere zu gleicher Zeit seinen Hut so regelmäßig nach dem Flusse trug, wie einen Wassereimer. Zulezt erlöste die im Unglück so eng verbundenen Freunde ein Boot, das den Ohio herabkam. Beide wurden später fast vollständig wiederhergestellt. D-1.

Erhaltene Landestracht. — Im Jahre 1839 richtete der Herzog von Sachsen-Altenburg an die Bauernschaft seines Landes folgendes Schreiben: „Meine Bauern im hiesigen Amte mögen ja der Versuchung widerstehen, in ihre Tracht die Mode einschleichen zu lassen. Der ganze Anzug, besonders der Männer, ist sehr kleidsam. Dazu stammt er aus alten Zeiten, erinnert an viele Jahrhunderte und ist mit mancher Eigentümlichkeit verschmolzen, durch die sich der Altenburger Bauer auszeichnet, und auf deren ganzem Zusammenhang der Wohlstand dieses Gaus wesentlich beruht. Was daher Mein in Gott ruhender Vetter, Herzog August, vor zwanzig Jahren dem Kreisamte zurief: ‚Ehret der Väter Sitte und Tracht!‘ das will auch Ich heute recht freundlich wiederholt haben. Joseph, Herzog zu Sachsen.“

Mit welcher großer Treue das Altenburger Völkchen diesem

Erlasse ihres Landesvaters nachgekommen ist, kann jeder ersehen, der Land und Leute dieses Herzogtums kennen zu lernen Gelegenheit hat. Ganz im Gegensatz zu anderen Gegenden, in denen die Sitten und Trachten der Väter der Alleinherrscherin Mode längst Platz gemacht haben, hat man im Altenburgischen bis heutige Tags an dem Hergebrachten streng festgehalten. W. S.

Der Musikantengeneral. — Im Jahre 1777 berief der König Gustav III. von Schweden auf Empfehlung seines Gesandten in Dresden, Grafen Löwenhjelm, den kursächsischen Kapellmeister Raumann nach Stockholm, damit er dort ein Orchester bilde und einübe. Raumann folgte dem Rufe um so lieber, weil er damals durch den Bau eines Hauses in Blasewitz bei Dresden in Schulden geraten war. Als er in der schwedischen Hafenstadt ankam, hielt ihn am Thore der wachthabende Unteroffizier an.

„Hat Er einen Paß?“

Raumann wies ihn vor.

„Was ist Er?“

„Kurfürstlich sächsischer Kapellmeister, nach Stockholm berufen.“

„Kapellmeister? Was ist das?“

„Nun, ein Mann, der ein Orchester dirigiert.“

„Das verstehe ich nicht, drück Er sich deutlicher aus!“

„Ein Kapellmeister ist ein Musikverständiger, der an der Spitze einer Kapelle steht und sie leitet.“

„Der Teufel werde daraus kug! Sag Er mir ganz kurz, was Er ist!“

Jetzt riß Raumann der Faden der Geduld. „Herr, ich bin kurfürstlich sächsischer Musikantengeneral und gehe nach Stockholm, um dort die königlichen Musikanten einzuergern.“

„Euer Excellenz können sogleich passieren,“ erwiderte der Unteroffizier in dienstlicher Stellung. Dann rief er: „Wache raus! Ins Gewehr! Präsentiert das Gewehr vor Seiner Excellenz dem kurfürstlich sächsischen Musikantengeneral!“ D.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In unserm Verlage ist erschienen:

Germania.

Zwei Jahrtausende deutschen Lebens.

Von

Johannes Scherr.

372 Seiten Quart mit über 240 Text-Illustrationen
und 24 Extra-Vollbildern.

Elegant gebunden mit Goldschnitt Preis 20 Mark.

In vier Hauptstücken: 1) das germanische Altertum, 2) das Mittelalter, 3) die Reformationszeit, 4) die Neuzeit — wird in diesem Buche das Werden, Wachsen und Wirken unsres Volkes dargestellt. Mit streng-historischer Treue und Wahrhaftigkeit der Zeichnung, aber auch mit anschaulicher Belebtheit der Farbengebung wird hier gezeigt, wie die Deutschen aller Klassen und Stände von Anfang ihrer Geschichte bis zur Gegenwart gelebt und gestrebt, gelitten und gestritten, gesonnen und geschaffen haben. — Die künstlerische Ausstattung macht das Werk zu einem der reichsten und gehaltvollsten in unsrer Litteratur, denn hervorragende Männer der deutschen Künstlerwelt haben sich zusammengethan, ein Werk zu schaffen, welches in jedem Sinne ein nationales Prachtwerk genannt werden kann.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Brehms Vorträge.

Vom Nordpol zum Aequator.

Populäre Vorträge

von

Dr. A. G. Brehm.

Mit Illustrationen von B. Frieze, G. Mühel, Fr. Specht u. a.

Elegant gebunden 12 Mark, broschiert 10 Mark.

(Auch in 10 Lieferungen à 1 Mark zu beziehen.)

„Vom Nordpol zum Aequator“ wird überall in hohem Grade anregend; bildend und nutzbringend wirken. Vor allem sollten diese Vorträge als Meisterwerke in den Haushalten der deutschen Familie aufgenommen werden.

Deutscher Kaiser-Saal.

Geschichte der deutschen Kaiser in Biographien

von

Bruno Gebhardt.

Mit Illustrationen nach Originalen hervorragender Künstler.

Elegant gebunden 15 Mark.

Auch in 25 Lieferungen à 50 Pfennig zu beziehen. Jede Lieferung enthält 32 Seiten Text und 2 Vollbilder.

Das vorliegende Werk bietet in anziehender gemeinverständlicher Darstellung die Biographien der deutschen Kaiser von Karl dem Großen bis zur Begründung des neuen Deutschen Reiches und stellt sich als ein Handbuch edelster Art für jede deutsche Familie dar.

— In beziehen durch die meisten Buchhandlungen. —

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das Neue Universum.

Die interessantesten Erfindungen
und Entdeckungen auf allen Gebieten.

Ein Jahrbuch für Haus und Familie, besonders
für die reifere Jugend.

—» Neunzehnter Band. «—

Mit zahlreichen farbigen und schwarzen Illustrationen.

Elegant gebunden Preis 6 Mark 75 Pf.

Auch Band 13—18 sind noch für à Mark 6.75 zu haben. Band 1—12 sind vergriffen.

Durch seinen mannigfachen Inhalt gibt das Neue Universum Anregung zu
ernsterem Studium, aber auch zu frohen Spielen, es will belehren und unterhalten,
kurz, ein immer willkommenes Buch für jede Familie sein.

Verwehte Spuren.

Erzählung für die reifere Jugend

von

Franz Treffer.

Mit 16 Farbendruckbildern.

Elegant gebunden Preis 7 Mark.

„Verwehte Spuren“ ist unstreitig eine
der besten Indianer-Erzählungen und
wird, da unter sorgfältiger Berücksich-
tigung pädagogischer Gesichtspunkte ge-
schrieben, überall gute Aufnahme finden.

Kolumbus-Lier.

2. Auflage. Reich illustriert.

Eine Sammlung
belehrender und unterhaltender
physikalischer Spielereien.

Elegant gebunden Preis 4 Mark.

Die hier gebotene Sammlung hüb-
scher und ohne Schwierigkeit ausführbarer
Experimente eignet sich besonders als nüt-
liches und anregendes Geschenk für Knaben
und Erwachsene.

Zu beziehen durch die

